Festrede

zur

fünfhundertjährigen Jubelfeier

der

Ruprecht-Karls-Hochschule

zu Heidelberg

gehalten in der Heiliggeistkirche

den 4. August 1886

von

D. Kuno Fischer

Großh. Bad. wirkl. Geheimen Rath und o. ö. Professor der Philosophie,
Großkreuz des Großh. Bad. Ordens vom Zähringer Löwen etc. etc.

Zweite Auflage.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1886.

Festrede

zur

fünfhundertjährigen Jubelfeier

der

Ruprecht-Karls-Hochschule

zu Heidelberg

gehalten in der Heiliggeistkirche

den 4. August 1886

von

D. Kuno Fischer

Großh. Bad. wirkl. Geheimen Rath und o. ö. Professor der Philosophie,
Großkreuz des Großh. Bad. Ordens vom Zähringer Löwen etc. etc.

Zweite Auflage.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1886.

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.

Vorwort.

Bei der Größe des Stoffs, den diese Festrede in ihrer Schilderung der fünfhundertjährigen Entwickelung einer der schicksalsreichsten Universitäten zu gestalten hatte, mußte die mündliche Rede das gewöhnliche Zeitmaß überschreiten und doch manche Stellen weglassen, welche die schriftliche ausgeführt hatte. Ich fürchte, daß bei den akustischen Verhältnissen, unter denen ich sprechen mußte, nicht alle Zuhörer meine Worte gehört haben. Eine große Zahl, welche die Festrede zu hören wünschte, konnte in den Zuhörerraum nicht mehr Einlaß finden. Darum glaube ich allen, die nicht blos an der Feier, sondern an ihrem Gegenstande theilnehmen, die ungesäumte Veröffentlichung dieser Rede schuldig zu sein.

Heidelberg, den 4. August 1886.

Kuno Fischer.

Inhalt.

Academiae Rector Serenissime Magnificentissime!

Durchlauchtigste, Höchste und Hochfürstliche Herrschaften!

Hohe Festversammlung!

I.

Angesichts der gewaltigen Aufgaben, welche die Gegenwart erfüllen und nicht blos die Wissenschaften, sondern die Völker bewegen, im Vorgefühle einer schicksalsvollen Zukunft, die vielleicht neue Weltstürme entfesselt, sind die vielen und mannigfaltigen Jubelfeste, die wir im Genusse des Friedens feiern, die Denkmale und Zeugnisse einer bedeutenden, glücklich vollbrachten Vergangenheit. Es ist gut, daß unsere Zeit reich ist nicht blos an erhabenen Erinnerungen, sondern auch an Thaten, wodurch sie selbst eine Saat von Jubiläen ausgestreut hat, welche die Nachwelt ernten wird. Diese wird in neuen Festen das Andenken der Personen und Werke feiern, die wir erlebt haben.

Jede fortwirkende, denkwürdige That ist eine Frucht der Anstrengung und Arbeit, und zu der Arbeit der Wissenschaft, die zugleich forschen, lehren und wissenschaftlich gesinnte Männer bilden soll, sind unsere Universitäten eingerichtet und berufen. Es ist in diesem Jahrhundert kein Decennium vergangen und wird keines vergehen, ohne daß eine oder mehrere der deutschen Universitäten säculare Gedächtnißtage erlebt haben: darunter fünf, die auf drei Jahrhunderte, sechs, die auf vier Jahrhunderte, und drei, die auf ein halbes Jahrtausend zurückblicken. Denn Prag und Wien gehörten zur Zeit ihrer Jubelfeier noch zu dem Gebiete Deutschlands. Von den vier Universitäten, welche in unserem Jahrhundert entstanden sind, haben Berlin und Bonn das fünfzigjährige Gedächtniß ihres ruhmwürdigen Daseins festlich begangen. Zwei alte Universitäten, die von den Anfängen des sechzehnten Jahrhunderts bis in das zweite Decennium des unserigen bestanden haben, sind nicht mehr: Frankfurt a. O. ist nach Breslau verlegt, Wittenberg mit Halle vereinigt worden. Von den zwanzig Universitäten, die das gegenwärtige Deutsche Reich besitzt, hat die jüngste noch kein halbes Menschenalter, die älteste ein halbes Jahrtausend vollendet. Diese älteste ist unser Heidelberg.

So groß ist die Familie der deutschen Universitäten, so mannigfach ihre Altersunterschiede, und eigenartig, wie die Zeitalter, die Staaten und Stämme, woraus sie hervorgegangen sind, ist der Charakter und Schicksals-

gang jeder einzelnen. Sie heißen Mütter, und wenn man sich die Jahrhunderte vergegenwärtigt, welche die ältesten von ihnen erlebt haben, so sind diese Erinnerungen, die sich in den Abgrund der Zeiten vertiefen, wie ein Gang zu den Müttern!

Welcher ungeheure Zeitraum, mit dem Maßstabe der Menschengeschichte gemessen, den diese unsere alma mater erlebt hat, von den Tagen der Schlacht von Sempach bis auf die heutigen! Der Zeitpunkt ihrer Stiftung drei Decennien nach der Errichtung der goldenen Bulle, jenes Reichsgesetzes, das die kaiserliche Gewalt untergraben und das Reich oligarchisch gemacht hat; ihre heutige Jubelfeier drei Lustra nach der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches, wodurch uns ein einiges und großes Vaterland, das Gott erhalten wolle, von neuem geschaffen wurde. Welcher Contrast zwischen damals und jetzt in den Trägern der kaiserlichen Gewalt! Als unsere Universität gestiftet wurde, herrschte Wenceslaus von Böhmen, wenn man den einen Herrscher nennen kann, der sein Reich in den Zustand wildester Gesetzlosigkeit und Auflösung gerathen läßt und einen Beinamen erhalten wie verdient hat, der das Gegentheil alles dessen bezeichnet, was Arbeit und Pflicht heißt. Und nun eröffnet sie ihr sechstes Jahrhundert unter einem kaiserlichen Schirmer und Herrn, der durch sein Beispiel der Welt gezeigt hat, was die Kraft und Pflichttreue eines mächtigen Herrschers vermag, der seine Zeit erkennt und erfüllt ist von der Liebe zu seinem Vaterlande und zu seinem

Volk; denn er hat durch diese Tugenden einen beispiellosen Thatenruhm geerntet, der aber nicht den Befriedigungen des Ehrgeizes, sondern lediglich dazu gedient hat, ein nationales Reich zu begründen und dieses Werk, das durch Kriege errungen werden mußte, zu einem Horte des Friedens zu gestalten. Das Zeitalter, in dem wir leben, trägt und behält seinen Namen: es ist das Zeitalter Wilhelms I.

Als der Kaiser die Reiterstatue des großen Kurfürsten seinem königlichen Freunde von Spanien zum Geschenk machte, fügte er hinzu: „das Bild jenes Helden, der die Grundlage der Wohlfahrt meines Hauses und meiner Familie begonnen hat".

Und er selbst hat das Wort ausgeführt und verkörpert, worin ein patriotisch und hochgesinnter Dichter den großen Kurfürsten sagen läßt, was ihm Vaterland, Pflicht und Gesetz bedeuten: „das Gesetz, es ist die Mutter meiner Krone, die ein Geschlecht von Siegen mir erzeugt". Es gelte uns als ein segensreiches und glückverkündendes Zeichen unserer Feier, daß der Kaiser auf dem Gipfel seines fast neunzigjährigen Lebens dieses Jubiläum der ältesten Universität in dem von ihm gegründeten Reiche mit huldreicher Theilnahme erblickt und zum Zeugnisse dieser Huld Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit den Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen beauftragt hat, Allerhöchstihn Selbst durch seine Anwesenheit bei diesem Feste zu vertreten.

II.

Unser Heidelberg ist der Schauplatz einer mehr als siebenhundertjährigen Geschichte: bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts die Hauptstadt der rheinischen Pfalz, die Residenz von dreißig Pfalzgrafen und Kurfürsten, während dreier Jahrhunderte die stets bewohnte; die ersten Fürstengeschlechter ihrer Welt sind die Begründer und Träger der Geschichte der rheinischen Pfalz, welche die Geschichte Heidelbergs in sich schließt: die Hohenstaufen, die Welfen und die Wittelsbacher, die in ihrem vierten Gliede, den beiden Söhnen Ludwigs II., den man den Strengen genannt hat und, eingedenk der häuslichen Tragödie, die sein grauenvolles Werk war, schlimmer hätte bezeichnen sollen, zugleich Enkel des ersten Kaisers aus dem Hause Habsburg sind. Ein langjähriger Bruderkrieg entzweit diese beiden Enkel, Rudolf und Ludwig den Baier, der als deutscher König Ludwig IV. heißt. Rudolf stirbt flüchtig und heimathlos. Sein zweiter Sohn Ruprecht wird der Stifter unserer Universität, seit 1353 Alleinregent der Pfalz, in der Reihe der Pfalzgrafen bei Rhein der neunte, in der Reihe der Pfalzgrafen aus dem Hause Wittelsbach der sechste, nach dem Reichsgesetz der goldenen Bulle der erste Kurfürst der Pfalz, unter welchem die Kurwürde mit diesem Lande untrennbar vereinigt wird, er ist der erste weltliche Kurfürst des Reichs und als solcher der Vicar des Kaisers im westlichen Reiche.

Es war eine kriegerische Natur, ein ritterlicher Held aus den wildesten Zeiten des Faustrechts, an Thatkraft und Gesinnung ein Typus dieser sturmbewegten, chaotischen Zeit, darin seinem Nachbar in Württemberg vergleichbar, der bald sein Bundes- und Streitgenosse, bald sein Gegner war, „Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart", dem er bei Döffingen half, die Städter besiegen, zwei Jahre nachdem die Schweizer bei Sempach über die Ritter gesiegt hatten. Aber Ruprecht I. von der Pfalz war zugleich ein Herrscher, ein Mehrer seines Gebiets, ein Staatengründer, der, selbst ungelehrt, doch die Bildungsbedürfnisse seiner Zeit und seines Landes zu würdigen wußte. Er hatte in Böhmen und Oesterreich die beiden ersten Universitäten des Reiches entstehen sehen, er war politisch ein Anhänger, persönlich ein Bewunderer Karls IV., der die gelehrte Bildung seiner Zeit besaß und förderte, in Paris studirt und in Prag die erste Universität des Reiches gestiftet hatte. Diesem Vorbilde folgte Ruprecht, als er fast vierzig Jahre später, schon ein siebenundsiebzigjähriger Greis, die Universität Heidelberg ins Leben rief und dieser friedlichen Schöpfung, die er seine geliebte Tochter nannte, seinen Namen gab und alle väterliche Sorgfalt widmete.

Die patriarchalischen und liebevollen Pflichtgefühle für die Universität, welche ihr fürstlicher Begründer hatte und aussprach, haben sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt, und es hat während dreier Jahrhunderte zwischen den Kurfürsten der Pfalz und ihrer Landesuniversität

ein Pietätsverhältniß, einzig in seiner Art, bestanden, wodurch die Schicksale beider innig und untrennbar mit einander verkettet wurden. Seit den Tagen Ludwigs III. wurde dieses Pietätsverhältniß bei jedem Regierungswechsel erneuert. Die Universität erschien vor dem Fürsten und brachte demselben ihre Huldigungen und Glückwünsche nebst einem Geschenk; der Fürst empfing sie mit väterlicher Huld und versprach ihr seinen Schutz und die Wahrung ihrer Gerechtsame. Zwei Jahrhunderte hindurch, von den Anfängen des fünfzehnten bis in die des siebzehnten, von dem Regierungsantritt Ludwigs III. bis zu dem Friedrichs V., hat diese fromme Sitte ununterbrochen fortbestanden, und sie war so eingelebt, daß die Erfüllung derselben von Seiten der Universität erwartet und nachgesucht wurde.

Nach dem Tode König Ruprechts, der nebst seinem Vater die Universität (seinem Oheim) mitbegründen half, — er war der dritte seines Namens unter den Kurfürsten der Pfalz, der erste und einzige dieses Namens unter den deutschen Königen, der den Reichsadler in das Heidelberger Schloß gebracht, aber zehn Jahre vergeblich gerungen hat, das Reich zu ordnen — verzweigten sich die Linien des pfälzischen Hauses, die von seinen Söhnen abstammen. Der Begründer der ältesten regierenden Linie war Ludwig III. Sein Haus hat in sieben Gliedern regiert (1410—1559): er selbst, seine beiden Söhne und sein Enkel Philipp, dieser, seine beiden Söhne und sein Enkel, ein Mann erhabenen und ehrfurchtgebietenden Andenkens:

Otto Heinrich. Mit ihm war sein Stamm erloschen. Es folgte das Haus Simmern, unter den jüngeren Linien, die von Stephan, dem dritten Sohne Ruprechts, abstammen, die älteste. Auch dieses Haus hat in sieben Gliedern regiert (1559—1685): Friedrich III., seine beiden Söhne und sein Enkel Friedrich IV., dann folgte Friedrich V., sein Sohn und sein Enkel Karl, der Sohn Karl Ludwigs, der Bruder der Elisabeth Charlotte und der letzte seines Stammes, der letzte verkümmerte Sprößling eines erhabenen Geschlechtes.

Drei Jahrhunderte sind vergangen seit der Stiftung der Universität bis zu dem Ende des Hauses Simmern. Gemeinsam, wie der Schauplatz ihres Wohnens und Wirkens, sind die Schicksale gewesen, welche die Universität mit ihren alten Kurfürsten von Ruprecht I. bis zu dem Sohne Karl Ludwigs erlebt und getheilt hat. Höchst wechselvolle Schicksale, zuletzt höchst tragische und leidensvolle! Doch behält bis in ihr drittes Jahrhundert die Universität trotz allen äußeren und inneren Hemmungen ihren ruhigen Fortbestand, sie wird von den geistigen Umwälzungen der Zeit erst widerstrebend ergriffen und fortgetrieben, nolentem trahunt, dann durchdrungen und freiwillig in neue Bahnen gelenkt; auch ihre Einrichtungen werden den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit angepaßt und zu wiederholten malen unter der Fürsorge ihrer väterlich gesinnten Fürsten umgestaltet; sie schreitet vorwärts, sie steigt von dem Höhepunkt, den sie unter Otto Heinrich gewonnen hat, höher hinauf und erreicht

trotz allen inneren Erschütterungen, die ihren Lauf unterbrechen, den Glanz und die Bedeutung einer weithin leuchtenden europäischen Hochschule. Die Zeit dieser Blüthe ist kurz, zwei gedeihliche Menschenalter, die Jahre von 1559 bis 1619, sie ist im Wachsen begriffen: da kommt der verhängnißvolle Moment, wo „die Pfalz nach Böhmen geht" und der dreißigjährige Krieg hereinbricht, den in allen seinen Schrecknissen, in der ganzen unsäglichen Fülle seines Elends kein Land und keine Stadt so gründlich, so vollauf erlitten hat als diese gesegnete Pfalz und dieses schöne Heidelberg. Nachdem die Dämonen des Krieges ihr dreißigjähriges Zerstörungswerk vollbracht hatten, gab es in diesem Garten Deutschlands nur noch wenig Bauern, aber sehr viele Wölfe. Nach dem Frieden kamen einige Jahrzehnte der Erholung und des Aufathmens. Dem Lande und der Universität war wieder ein Vater, ein Wiederhersteller erschienen, ausgerüstet mit aller Energie, aller Entschlossenheit und allem Verständniß für diese Aufgabe, die schwerste und würdigste für die Tugenden eines Regenten. Er besaß diese Tugenden und hätte das Werk der Wiederherstellung, das glücklich begonnen und fortgeführt war, vollendet, aber alle Mühe war umsonst. „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Karl Ludwig stieg in die Gruft seiner Väter mit dem Vorgefühl des herannahenden Verderbens. Als sein Stamm erloschen war und ein Jahr darauf die Universität ihre dritte Säcularfeier beging, stand das

Verderben schon vor der Thür und wollte herein. Ein benachbarter Herrscher, der gewaltigste seiner Zeit, begehrte dieses Land, und da es ihm nicht freiwillig ausgeliefert wurde, befahl er die völlige Verheerung der Pfalz, die Verbrennung ihrer Städte und Dörfer, die gänzliche Zerstörung unserer Stadt, die im März 1689 ins Werk gesetzt und in den Schreckenstagen des Mai 1693 zu Ende geführt wurde. Die Stadt sank in Asche, das Schloß wurde zerstört. Zur Verherrlichung dieses Triumphes ließ Ludwig XIV. eine Denkmünze prägen mit dem Bilde einer brennenden Stadt und dem Wort: «Heidelberga deleta!» «Rex dixit et factum est.» Dieser Erdengott sprach's, und die Flammen loderten!

Und der Schauplatz, auf dem diese furchtbaren Schicksale erlebt wurden, ist ein glücklich gelegenes Stück Erde, eine unvertilgbar anmuthige Natur, ein heiteres Waldthal, ein heimliches Gebirge, das die Kunst unserer Tage in einen großen Garten verwandelt hat, zu dessen Füßen die herrliche, lebens- und geschichtsvolle Ebene sich erstreckt, so weit der Blick reicht, bis an den leuchtenden Strom und die blauen Berge. Dieser Ort und seine Gegend vereinigen eine Fülle gewaltiger und idyllischer, ernster und lachender Züge, die kein empfängliches Herz unberührt lassen. Auch die Größe seines Ruhms und seiner Leiden redet zu uns in der ausdrucksvollsten Gestalt, in dem grandiosen Denkmal, ohne welches Heidelberg nicht vorzustellen ist. Wenn die alten Kurfürsten die Universität ihre Tochter genannt haben,

warum soll ich das Schloß, das sie gegründet, nicht den älteren Bruder der Universität nennen dürfen? Es war ihr Schicksalsgenosse: dieses große Epos in Stein, an dem die Zeitalter dreier Jahrhunderte, jedes in seiner Art, nach den Bedürfnissen und dem Kunstsinn seiner Herrscher gleichsam rhapsodisch fortgebaut und fortgedichtet haben, und das nun verlassen, ein Denkmal der Vergangenheit, dasteht wie kein zweites in Deutschland. Seine Ruinen sind die Wunden und Narben, die uns täglich und stündlich den Text predigen: Heidelberga deleta! Wunden und Narben sind auch Ehren. „Du Stadt an Ehren reich!"

Doch ist dieses Schloß, so erhaben und rührend seine Eindrücke sind, keineswegs düster. Es ist ein pfälzisches Schloß, und die Pfälzer sind nicht düster. Es ist in seiner Art auch anmuthig und heimlich und mit der idyllischen Natur, die es umgiebt, vermählt, wie der Epheu mit seinen Trümmern. Kein Dichter hat diesen Doppelcharakter unseres Schlosses so tief empfunden, so treffend ausgedrückt als Hölderlin:

Schwer in das Thal hängt die gigantische
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
von den Wettern gerissen.
Doch die ewige Sonne gießt
Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünet lebendiger
Epheu, freundliche Wälder
Rauschen über die Burg herab.

Es giebt Eindrücke, die man nie vergißt, so zauberhaft ist ihre Wirkung. Wer einmal vom Heidelberger

Schloß in die Ferne geblickt und die glühende Abendsonne sinken sah, wird dieses Bild bewahren. „Aus Sonnenstrahlen webt ihr Abendlüfte ein goldenes Netz um diesen Zauberort!“

Und wenn alle die Zauber, die Heidelberg und seine Gegend ausüben, in dem empfänglichsten und ungetrübtesten Alter erlebt werden, in einer Zeit, wo zugleich die Wissenschaft und die Freundschaft die Gemüther erweitern, so müssen akademische Jugendtage, die hier genossen sind, wohl Erinnerungen zurücklassen, die verjüngend fortwirken durch das ganze Leben. Darum hat auch die Kunde, daß Heidelberg jubilirt, daß unsere alma mater ihr fünftes Jahrhundert festlich vollenden will, überall freudige Erregungen geweckt und den Wunsch, dieses Fest zu theilen. In allen, die mit dem Ort und seiner Universität von Jugend her vertraut sind, lebt das Gefühl, welches unser Hölderlin in den ersten Worten seiner Ode an Heidelberg ausspricht:

Lange lieb' ich dich schon! möchte dich mir zur Lust
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied.
Du der Vaterlandsstädte ländlich schönste, so viel ich sah!

III.

Es kann keinem von uns in den Sinn kommen, daß wir gefeiert werden, wir, das flüchtige Geschlecht, welches in diesem Augenblicke die akademische Körperschaft ausmacht. Nicht uns gehört die Universität, sondern wir gehören ihr und den großen Zwecken, die in ihr

erfüllt werden sollen, auch erfüllt worden sind, sonst hätte sie nicht ein halbes Jahrtausend bestanden. Es muß jedem edlen Gemüthe wohlthun, alle die engherzigen und kleinen Interessen, alle die hastigen und betäubten Affecte, die mit dem Tage kommen und gehen und nichts mit den Zwecken der Universität gemein haben, abzuthun und zu vergessen. Und ich meine, es sei leicht, sie und sich zu vergessen, im Anblicke dieser Höhen der Zeit. Denn was sind wir gegen die Jahrhunderte!

Von dem Tage ihrer Stiftung bis zu dem ihrer zweiten Begründung hat diese Universität alle jene hervorragenden Weltgeschicke, die wir die Epochen und Zeitalter der Geschichte nennen, nicht blos erlebt, sondern sie ist in den Gang derselben eng verflochten und an ihrer Erfüllung so betheiligt gewesen, daß sie, wie kaum eine andere, den Zeitenlauf und seine Geschicke erfahren und in der eigenen Geschichte von ihrem Ursprunge an dargestellt hat: die große abendländische Kirchenspaltung, die reformatorischen Concile, die Renaissance, die Reformation, die Vereinigung beider in melanchthonischem Geist, die Entzweiung der kirchlich-reformatorischen Richtungen und ihre Entgegensetzung, erst den ausgeprägten Calvinismus, dann das ausgeprägte Lutherthum in der Tendenz jener Eintrachtsformel, die nicht blos Zwingli und Calvin, sondern auch Melanchthon ausstieß, dann den wiedererneuten und siegreichen Calvinismus, den nach einem vierzigjährigen Höhengange die Gegenreformation im Sinne des tridentinischen Concils

ausrottet, bis ihn der westfälische Friede durch den tolerantesten der Fürsten wiederherstellt und zwar in dem erweiterten Geist, der eine Wiedervereinigung der christlichen Kirchen wünscht und die Union der reformatorischen Bekenntnisse anstrebt. Nach dem Orléans'schen Krieg und dem Frieden von Ryswijk, unter dem neuen römisch-katholischen Herrschergeschlecht aus den Häusern Pfalz-Neuburg und Sulzbach siegt die Gegenreformation und gelangt durch die Einführung und das System der Väter von der Gesellschaft Jesu auf die Dauer eines Jahrhunderts zur Herrschaft, bis die französische Revolution, die Revolutionskriege und der Siegeslauf Napoleons den sechshundertjährigen Bestand der rheinischen Pfalz vernichten.

Man muß sich die Bildungszustände und Bestrebungen des vierzehnten Jahrhunderts vergegenwärtigen, um die tieferen Beweggründe zu erkennen, woraus die ersten deutschen Universitäten hervorgingen. Innerhalb der mittelalterlichen Welt war schon eine neue Zeit im Anbruch. Die in dem römischen Weltreiche des Mittelalters, dem kirchlichen und kaiserlichen, gebundenen Sondermächte fingen an centrifugal zu werden und nach eigener Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu ringen: die Staaten, die Völker, die Volkssprachen, ja innerhalb der kirchlichen Autorität und Denkart auch die scholastische Glaubens- und Erkenntnißlehre. Dante, der größte Geist des Jahrhunderts, dem das Ideal des harmonisch geordneten Doppelreichs vorschwebte, die Eintracht und

wechselseitige Unabhängigkeit der päpstlichen und kaiserlichen Gewalt, war auch von diesem Zuge ergriffen. Schon daß er sein Weltgedicht in italienischer Sprache verfaßte, bewies, daß er es war.

In dem Streit der beiden großen Centralgewalten, der das vorhergehende Jahrhundert erfüllte, war das deutsche Kaisergeschlecht der Hohenstaufen untergegangen, und es konnte scheinen, daß nun jenes kirchliche Universalreich sich vollenden werde, welches Gregor VII. angestrebt und Innocenz III. fast erreicht hatte. Aber ein französisches Herrschergeschlecht war durch die päpstliche Politik dem deutschen in den italienischen Erblanden des letzteren gefolgt und französischer Einfluß hatte sich der kirchlichen Wahlfürsten bemächtigt. Zwischen dem machtbewußtesten der Päpste, Bonifaz VIII., und dem autokratisch gesinnten Könige Philipp von Frankreich war ein Streit ausgebrochen, der zur Gefangennehmung des Papstes führte und die Folge hatte, daß über siebzig Jahre lang die Päpste in Frankreich gewählt wurden (1305—1377): französische Päpste, die seit 1309 in Avignon residirten, abhängig von den Herrschern Frankreichs. Ein unfreier und abhängiger Papst gilt als ein Gefangener, daher hieß diese Zeit nach dem biblischen Ausdruck das babylonische Exil des Papstthums. Als endlich nach der Rückkehr wieder in Rom ein römischer Papst gewählt wurde, folgte in Avignon die Gegenwahl eines französischen. Urban VI. in Rom, Clemens VII. in Avignon: so war die kirch-

liche Weltlage, womit im Jahr 1378 die große Kirchenspaltung begann.

Diese ergriff auch die Universität Paris, die in dem römisch kirchlichen Weltreich die theologische Centralgewalt ausübte, wie Rom die hierarchische; sie war die philosophisch theologische Schule Europas, wie Bologna die Rechtsschule. Honorius III. nannte in der Bulle super specula (1219) die Universität Paris den Thurm der Schilde und Waffen, von dem unaufhörlich in Scharen die Tapfersten der Tapferen ausgehen, das Schwert in der Hand. Jetzt theilten sich die Stimmen dieser Universität zwischen Rom und Avignon, und die französischen neigten sich unter der Einwirkung und dem Drucke der französischen Staatsgewalt auf die Seite Avignons. Die römisch Gesinnten sahen sich genöthigt, Paris zu verlassen, darunter deutsche Lehrer, die 1383 auswanderten.

Jenes Streben nach Decentralisation, welches im vierzehnten Jahrhundert sich Luft zu machen beginnt, war im Bunde mit den politischen und nationalen Interessen schon darauf bedacht, auch in der Gründung großer centraler Lehranstalten sich zu bethätigen. Man wollte Universitäten im eigenen Lande haben. So entstanden schon vor dem Schisma die Universitäten in Prag und Wien, nach demselben Heidelberg und im Laufe der nächsten sechs Jahre Köln (1388) und Erfurt (1392), die heute nicht mehr sind.

Die Gründung unserer Universität geschah nach dem Vorbilde von Paris und zugleich im Gegensatze dazu: das

Vorbild betraf die Organisation der Lehranstalt, der Gegensatz ihre kirchliche Gesinnung und Parteistellung. Denn es war dem Stifter, wie er dem Könige von Frankreich schrieb, klarer als das Licht der Sonne, daß der römische Papst Urban VI. das allein rechtmäßige Oberhaupt der Kirche sei. Er verwarf den Gegenpapst in Avignon und wollte nicht, daß die Söhne seines Landes auf einer schismatisch gesinnten Universität studirten.

IV.

Ich muß den Zug der Decentralisation noch einen Schritt tiefer verfolgen. Er war mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts auch in die Scholastik selbst und deren Lehrverfassung eingedrungen. Das kirchliche Weltsystem bedurfte und forderte auch ein Glaubens- und Lehrsystem, das seiner Richtung entsprach und eine solche Vereinigung zwischen Glauben und Wissen enthielt, in welcher die Glaubenssätze durch die Kirche und die Erkenntniß durch den Glauben völlig bestimmt und regulirt waren: d. h. ein Lehrsystem, worin alle Factoren, die zur kirchlichen Universalherrschaft und Weltcentralisirung gehören, vollkommen übereinstimmten. In dieser Absicht war die Scholastik entstanden und ihr gemäß hatte sie annehmen müssen, daß die Glaubenswahrheiten erkennbar seien und darum die übersinnlichen Vorstellungen und Ideen, wodurch wir sie erkennen, eine reale Bedeutung und Geltung haben. Diese Annahme galt im Mittelalter als Realismus. Es hieß daher

die Scholastik decentralisiren, wenn jene Grundannahme geändert, den Ideen oder Allgemeinbegriffen keine reale, sondern blos eine nominale Bedeutung zugeschrieben, darum die Erkennbarkeit der Glaubenswahrheiten verneint und nun folgerichtig die Trennung zwischen Glauben und Wissen ausgesprochen, jenes auf die göttlichen Offenbarungen aus grundlosem Rathschluß, dieses dagegen auf die sinnlichen Wahrnehmungsobjecte hingewiesen und demgemäß auch die Trennung zwischen Kirche und Welt gefordert wurde. Diese Richtung bezweckte in ihrer Tragweite die Läuterung der Kirche von dem Getriebe der Weltinteressen, die Loslösung des Glaubens von den Fesseln der Demonstration, die Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt von der kirchlichen und die Abhängigkeit alles Erkennens von dem Fassungsvermögen der menschlichen Natur, unseren Sinnen, Vorstellungen, Worten. Man hat diese Erkenntnißlehre die nominalistische genannt, sie wurde dem Kirchenglauben nicht untreu, im Gegentheil, sie wollte ihn erhöhen und seine übernatürliche Herkunft bekräftigen, indem sie denselben allen Versuchen, erkannt und bewiesen zu werden, einmal für immer entriß.

Die nominalistische Ansicht war nicht neu, aber sie erhob sich im vierzehnten Jahrhundert durch ihre Verwandtschaft und Coalition mit den decentralisirenden Bestrebungen zu einer Geltung, die sie nie zuvor gehabt hat, und die jetzt durch die scharfsinnige Ausbildung ihres neuen Begründers, des Engländers Wilhelm Occam,

das Ansehen einer neuen Schule, einer via moderna, gewann gegenüber der realistischen Richtung, die nun die alte Schule oder via antiqua hieß.

An der Universität Paris kämpften beide Schulen, und die neue wurde hier zu wiederholten malen unterdrückt, so daß ihre Anhänger auswanderten, wie die Schüler des Buridanus, die nach Wien gingen an die neue, seit 1365 gegründete Universität. Unter den späteren Vertretern der nominalistischen Richtung in Paris war einer der angesehensten der Niederländer Marsilius von Inghen, einem Orte bei Arnheim in Geldern; er war magister in artibus und bereits zweimal Rector der Universität gewesen, als er im Jahre 1378 dicht vor dem Ausbruche des Schismas mit zwei anderen Lehrern nach Rom gesandt wurde, um dem Papst Urban VI. den Rotulus zu überreichen, der die Gesuche der Universität enthielt. Nachdem die Kirchenspaltung auch eine Art Universitätsspaltung zur Folge gehabt hatte, wanderte Marsilius aus und ging nach Deutschland. War er, wie der Geschichtschreiber unserer Universität A. Thorbecke glaubt, mit Konrad von Gelnhausen, dem Dompropst von Worms, befreundet, so mag der Kurfürst ihn durch diesen kennen gelernt haben. Heidelberg gehörte zur Diöcese von Worms. Genug, Ruprecht brauchte einen Mann, der ihm die Universität, die er gründen wollte, einrichten und organisiren half, einen in Paris geschulten, der dortigen Universitätseinrichtungen kundigen, als Meister des philosophischen Lehrfachs bewährten und

nicht schismatisch, sondern römisch gesinnten Mann: dieser war in Marsilius von Inghen gefunden. Der Kurfürst machte ihn zu seinem „Pfaff", er sollte dem Studium in Heidelberg ein „Anheber, Regierer und Verweser" sein. Die Universität selbst nannte ihn in der Folgezeit ihren «fundator et initiator». Er hat das erste Jahrzehnt der Universität erlebt, er ist nicht blos der erste Rector gewesen, sondern hat binnen zehn Jahren diese Würde neunmal bekleidet und starb während seines letzten Rectorats. Seine Lehre war über zwei Menschenalter hier die allein herrschende Richtung, die via moderna hieß in Heidelberg via Marsiliana. Sein Name ist unauflöslich mit dem der Universität und ihrer Stiftung verbunden; seine Schule und deren Gegenschule, die hier erst in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wider sie auftrat, bezeichnet den scholastischen und mittelalterlichen Geist, den die Universität lange bewahrt hat.

V.

Auf die Bitte des Kurfürsten wurde die Gründung der Universität von dem Oberhaupt der Kirche, Papst Urban VI., bestätigt und privilegirt. Die Bulle wurde den 23. October 1385 ausgefertigt und, nachdem sie bezahlt war, dem Kurfürsten den 24. Juni 1386 auf seinem Schlosse Welsau bei Schwetzingen überreicht. Der Kanzler der Universität, der im Namen der Kirche die Ertheilung der Grade zu überwachen und zu bewilligen

hatte, sollte der Dompropst von Worms sein. Konrad von Gelnhausen war der erste Kanzler.

Der Kurfürst selbst ertheilte in fünf lateinischen Urkunden, die eine sechste in deutscher Sprache zusammenfaßte, eine Reihe von Privilegien, wodurch der Corporation Schutz und Sicherheit, Zoll- und Steuerfreiheit, eximirter d. h. bischöflicher Gerichtsstand gewährt und sogar Vorkehrungen getroffen wurden, um eine ungebührliche Steigerung der Miethspreise von Seiten der Bürger zu verhindern.

Den 18. October 1386 wurde in der Kapelle zum heiligen Geist, in dem Raum, wo wir uns befinden, das neue Generalstudium durch eine Messe eröffnet. Zunächst waren nur drei Lehrer vorhanden: Marsilius von Inghen, Heilmann Wunnenberg von Worms, beide magistri in artibus (d. h. Lehrer der philosophischen Facultät) und der Cisterzienser Reginald von Alna, Doctor der Theologie von Paris.

Den 19. October begann die Schule. Marsilius las Logik früh um sechs, Reginald um acht den Brief an den Titus, Wunnenberg um ein Uhr Physik. Im Laufe der nächsten Wochen kam aus Prag ein dritter magister in artibus, Ditmar von Swerthe. Jetzt erst konnte die erste Rectorwahl stattfinden, sie geschah den 17. November, die Wählerschaft bestand aus drei Magistern, nur einer von ihnen war wählbar, Marsilius wurde einstimmig durch seine zwei Collegen gewählt. Man hatte, da der Wähler so wenige waren, den Theologen Reginald

zugezogen, und der vollzogenen Wahl zustimmen lassen mit der ausdrücklichen, von ihm selbst gebilligten Protestation, daß dieser Act keinen Präcedenzfall bilden sollte. Denn nach den Statuten war in Ansehung des Rectorats das active wie passive Wahlrecht nur bei der philosophischen Facultät, die Amtsdauer war zunächst vierteljährlich, seit dem Juni 1393 halbjährlich, seit dem December 1524 einjährig.

Marsilius selbst hat über die Gründung und Eröffnung der Universität wie über den Verlauf der ersten Rectorwahl einen Bericht niedergeschrieben, der in dem „Urkundenbuch der Universität", welches im Auftrage der Regierung und des Senats E. Winkelmann herausgegeben hat, das erste Stück bildet.

Als Marsilius sein Rectorat begann, hatte die Universität vier Lehrer; als er es den 23. März 1387 beschloß, hatte sie sechzehn, von denen zehn aus Prag gekommen waren und zwölf der philosophischen Facultät angehörten. Joh. Noet aus Prag war der erste juristische, Konrad von Soltau aus Prag der zweite theologische Lehrer. Die medicinische Facultät trat erst 1390 ins Leben, ihr erster Lehrer war Hermann von Höxter, wie aus gewissen Daten der von G. Toepke herausgegebenen „Matrikel der Universität" erhellt.

VI.

Nach dem Vorbilde von Paris sollte die Heidelberger Schule eine in der christlichen Welt allgemein anerkannte

und gültige Lehranstalt sein, vermöge ihrer wissenschaftlichen Einrichtungen zu der Ertheilung der gelehrten Grade befähigt und berechtigt, wodurch die Lernenden die Lehrmeisterschaft erwerben, d. i. das Vermögen und Recht, überall lehren zu dürfen, die facultas ubique docendi. Eine solche privilegirte Lehranstalt hieß Studium generale, die Vereinigung der Lehrenden und Lernenden bildete die Corporation und hieß Universität im juristischen, nicht im literarischen Sinne des Worts: universitas personarum, nicht literarum.

Das Heidelberger Studium generale sollte alle vier Facultäten umfassen und die untere, die facultas artium, sollte, wie in Paris, in vier Nationen eingetheilt werden. Doch ist diese Bestimmung hier nie zu praktischer Geltung gekommen; sie war nach dem Stande der Frequenz überflüssig und würde, wie das spätere Beispiel Prags gelehrt hat, nur zu Streitigkeiten geführt haben.

Die Lehrobjecte bestanden in Büchern von kanonischer Geltung, die gelesen und nach Büchern erklärt wurden: in der theologischen Facultät die Bücher der heiligen Schrift und die Sentenzen des Lombarden, in der juristischen die des kirchlichen und bürgerlichen Rechts, in der medicinischen hauptsächlich die Schriften des Hippokrates, Galenus und Avicenna, in der facultas artium Schulbücher für lateinische Grammatik, die Schriften des Aristoteles für Dialektik, Physik und Ethik, die drei Theile der Philosophie, die Elemente des Euklides für die Mathematik und der Almagest für die Astronomie.

Der Lehrgang erhob sich von den Fächern der unteren Facultät zu den oberen und gipfelte in der Theologie. Dem Stufengang des Lernens und der Lehrfächer entsprach der Stufengang der Grade nach abgemessener Zeitfolge. Aus dem Scholar wurde ein lehrender Scholar, ein Geselle, der Baccalarius hieß, aus diesem ein Lehrer oder Licentiat, aus diesem ein Lehrmeister oder Magister, und wenn der magister in artibus die Lehrmeisterschaft in einer der oberen Facultäten erreicht hatte, so hieß er Doctor. „Heiße Magister, heiße Doctor gar!" Es waren etwa vierzehn Jahre nöthig, um vom Scholaren der unteren Facultät zum Doctor der Theologie emporzusteigen. In diesem pyramidalen Aufbau bildete die mittelalterliche Universität die vollkommene Parallele zu der feudalen und hierarchischen Stufenleiter. An der Spitze stand der Rector, hier, wie in Paris, nur aus den Magistern der Artistenfacultät und nur durch diese wählbar.

Die Bildungsart war durch und durch scholastisch, nicht für das Leben, wie wir es verstehen, sondern nur für die Schule und die Fortpflanzung der schulmäßigen Tradition berechnet. Die Facultäten waren Zünfte. Bei der Macht und Hartnäckigkeit der corporativen Interessen, die den Zünften inwohnt, war die Verfassung der mittelalterlichen Universität wohl geeignet, einen gewissen Lehrtypus der kirchlichen Weltbildung auszuprägen und zu erhalten, aber sie war nicht dazu ausgerüstet, die Wissenschaften zu vermehren und ihre Fortschritte zu beschleunigen.

Die eigentliche praktische Anwendung und Ausübung ihrer Lehren bestand in den Disputationen, diesen scholastischen Turnieren, die auch in den Serien fortgeführt wurden und einmal im Jahr in den disputationes de quolibet ihre große Parade feierten. Ihr Thema und Zweck war die Ausbildung der Schlagfertigkeit zum Kampf für den Glauben, die Ausrüstung zur Vertheidigung der Glaubenssätze und zur Widerlegung ihrer Gegner.

Wie der Charakter der Lehranstalt nach Einrichtung und Zweck kirchlich, so war der ihrer Glieder nach Ansehen und Lebensordnung klerikal, cölibatär, klösterlich. Es hat ein Jahrhundert gedauert, bis ein verheiratheter Laie als Lehrer in der hiesigen medicinischen Facultät angestellt wurde, unter dem Widerstreben der Corporation, auf den entschiedenen Befehl des Fürsten. Im Jahre 1550 erhielt die Universität in der Person des Mathematikers Jak. Curio mit päpstlicher Erlaubniß zum ersten mal einen verheiratheten Rector. Magister und Scholaren wohnten gemeinsam in Stiftungshäusern, die Bursen oder Contubernien hießen und Universitätskasernen waren, in denen ein enges, dumpfes und ärmliches Leben geführt wurde. Vorbereitungsschulen gab es keine. Die Universität vom Jahre 1386 war, was die pädagogischen Voraussetzungen betraf, so gut wie eine Schöpfung aus nichts; die Generalschule mußte auch die Geschäfte der Elementarschule besorgen und daher unmündige Knaben in sich aufnehmen. Erst im Jahre 1464

wurde die Bestimmung getroffen, daß vor der Vollendung des vierzehnten Lebensjahres keiner immatriculirt werden durfte, und es hat 160 Jahre gedauert, bis der Plan eines Pädagogiums gefaßt wurde, welches der Universität zur Vorbereitungsschule dienen sollte. Die mittelalterliche Lehranstalt war damals durch die Bildung der Renaissance schon überlebt und so weit umgestaltet, daß sie eine Vorschule nöthig hatte.

Die drei Kurfürsten des Namens Ruprecht, der ältere und die beiden jüngeren, Vater und Sohn, sind als die Väter unserer Universität zu betrachten, sie haben sie ins Leben gerufen und ihren Haushalt eingerichtet. Durch eine Gewaltthat, die schon genug war, um den Beinamen des „Harten" zu rechtfertigen, verschaffte Ruprecht II. ihr Grund- und Häuserbesitz, er vertrieb die Juden und schenkte der Universität deren Häuser, Güter und Grundstücke; die Synagoge wurde zu einer Marienkapelle geweiht (21. Dec. 1391) und diente nun als Universitätskapelle, eines der Gebäude wurde zu einem Collegium für sechs Lehrer der Artistenfacultät eingerichtet. Aus gleichzeitigen Vermächtnissen und Schenkungen entstand ein zweites größeres Collegium artistarum und die erste Burse für arme Scholaren, das sogenannte Dionysianum. In seinem letzten Willen (13. Juli 1395) hat Ruprecht seinen Nachfolgern ans Herz gelegt, die Universität zu erhalten und zu fördern. Dankbar nannte ihn diese «fundator et dotator secundus».

Der Sohn erfüllte die Mahnung des Vaters und

machte aus der Universität eine wohl dotirte, durch kirchliche Einkünfte und Pfründen begüterte Lehranstalt. Er verwandelte die Kapelle zum heiligen Geist in die Heiliggeistkirche, in der wir sind; diese wurde auf die Bitten des Fürsten von Bonifaz IX. mit Kanonikaten ausgestattet, mit Pfründen bedacht und zu einer selbständigen Collegiatkirche erhoben: die königliche Stiftskirche zum heiligen Geist, die mit der Universität untrennbar vereinigt sein sollte. Unter dem Könige Ruprecht erfolgte der Bau des Chors, unter seinem Sohne Ludwig III. der des Schiffs. Zwölf Doctoren und Magister wurden Stiftsherren dieser Kirche.

Kurfürst Ludwig III., ganz erfüllt, wie er war, von der Idee und Bedeutung der mittelalterlichen, dem Dienste der Kirche gewidmeten Universität, sagte in der Urkunde vom 27. Juli 1413, wodurch die Einrichtung der königlichen Stiftskirche zum heiligen Geist und ihre unzertrennliche Verbindung mit der Universität endgültig festgestellt wurde: daß die Universität den christlichen Glauben mehren und die Bosheit der Ketzerei, die alle wie ein Fuchs umschleiche, abwehren solle. In seinem Testament vom Jahre 1427 sprach er es wie ein Hausgesetz aus, daß nächst der Erhaltung der Kurlande einem pfälzischen Regenten nichts sorgfältiger am Herzen liegen möge als die Erhaltung des Studiums und Collegiums in Heidelberg.

Nach dem Gesetz, wonach sie angetreten, so mußte die Universität sein, und sie hat in diesem Charakter ihr

erstes Jahrhundert vollendet: sie war streng kirchlich, päpstlich, römisch gesinnt. Sie hat im Jahre 1406 den Hieronymus von Prag von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen, weil er nicht blos die nominalistische Lehre angegriffen, sondern Thesen wider kirchliche Glaubenssätze verkündet hatte; sie hat sechs Jahre später die Lehre Wicliffes verdammt. Ludwig III. hat zu Constanz kraft seines Amtes als Protector des Concils und Reichsrichter den Joh. Huß am 7. Juli 1415 zum Scheiterhaufen geführt und den Befehl zur Anzündung gegeben. Ein Anhänger der hussitischen Lehre, der sächsische Edelmann Joh. v. Drändorf, wurde in Heidelberg unter dem Vorsitze des Bischofs von Worms und in Gegenwart des Kurfürsten von den Professoren der Theologie und des kanonischen Rechts verhört, verurtheilt und in Worms den 13. Februar 1425 verbrannt. Joh. von Frankfurt, Lehrer der Theologie in Heidelberg und Ketzerrichter, verurtheilte den Prediger Joh. Fuger in Lauda, der sich wider die Anrufung der Jungfrau und der Heiligen erklärt hatte, und ließ ihn den Feuertod sterben (den 4. Juli 1429).

Sieben Heidelberger Professoren wurden im März 1416 nach Constanz gesendet zur Theilnahme an dem Concil, welches die Kirche an Haupt und Gliedern reformiren und ihre Einheit wiederherstellen sollte. In der Frage der Papstwahl hat einer derselben, Nicolaus Magni von Jauer, auf dem Concil gesprochen (den 3. October 1417), aber vergeblich: er wollte, daß erst die Reform, dann die Wahl bewirkt werden möge. Ein anderer der

Heidelberger Theologen, Konrad von Soest, gehörte zu den Wählern, aus deren Conclave Martin V. hervorging.

Die Universität hat lange gezögert, bevor sie das Concil von Basel beschickte, obwohl der Kaiser, das Concil, die Gesandten der Universität Paris in sie drangen. Endlich wurden drei Professoren nach Basel gesendet (den 19. April 1433), die aber dort, wie es scheint, sich still verhalten und das Concil verlassen haben, bevor der Bruch zwischen ihm und dem Papst eintrat. Doch hat die Universität später ihre Haltung so ausgelegt, daß sie nicht neutral, sondern dem Papst Eugen IV. treu geblieben sei, obwohl der Gegenpapst Felix V. (Herzog Amadeus von Savoyen) der Schwiegervater Ludwigs IV. ihres Landesherrn war. Und sie gab diese Erklärung einem Papst, den zu rühmen die Culturgeschichte der Renaissance alle Ursache hat, nicht aber die deutsche Kirchengeschichte: es war Pius II. (Enea Silvio Piccolomini), der einst als Dompropst von Worms ihr Kanzler gewesen war; sie bezeugte diesem Papst ihre völlige Ergebenheit (den 2. März 1462), nachdem Pius kurz vorher ihren Landesherrn, den Nationalhelden der Pfälzer, Friedrich I. wegen seines Bündnisses mit dem Bischofe von Mainz in den Bann gethan hatte (23. Februar 1462). Der Bann weckte dem Kurfürsten eine Schar benachbarter, lauernder Feinde, die jetzt über ihn herfielen und sein Land verwüsteten, aber bei Seckenheim besiegt wurden. Gefangen führte der Kurfürst den Bischof von Metz und eine Reihe Grafen und Herrn nach Heidelberg und dankte Gott noch am

Abend desselben Tages hier in der Heiliggeistkirche für seinen glorreichen Sieg. Es war der 30. Juni 1462.

VII.

Als Friedrich der Siegreiche den 12. December 1476 starb, hatte die Universität bereits ihr drittes Menschenalter vollendet. Während dieser Zeit waren acht neue Hochschulen gegründet worden, und schon im nächsten Jahre entstanden wiederum zwei neue in Tübingen und Mainz. Der Wetteifer drängte zu Verbesserungen. Auch die unserige bedurfte der Reformen, die unter Ludwig IV. schon erstrebt, vielleicht in den Jahren 1445 und 46 auch eingeführt wurden, aber die Urkunden fehlen. Es gab noch keinen ordentlichen Lehrer des bürgerlichen Rechts, welches doch gemäß der kurfürstlichen Stiftungsurkunde gelehrt werden sollte; es gab nur einen medicinischen Lehrer.

Gleich in den Anfängen seiner Regierung, in der Reformationsurkunde vom Mai 1452 änderte Friedrich die Verwaltungs- und Lehrzustände der Universität: die Amtswohnungen und Einkünfte sollten nicht nach Personen, sondern nach Lehrfächern vertheilt und das des bürgerlichen Rechts durch zwei Lehrkräfte vertreten werden. Auch die medicinische Facultät erhielt einen Licentiaten oder Baccalarius zum zweiten Lehrer. Für die philosophische Facultät verfügte der Kurfürst, daß jeglicher Magister lesen und lehren, jeglicher Schüler hören und lernen dürfe, was er wolle und von der Kirche nicht verboten sei, gleich-

viel ob die Lehre die Richtung der neuen oder alten Schule befolge. Keiner solle dem andern in den Weg treten und sich unterstehen, dessen Lehre in Werken, Geberden und Worten öffentlich oder heimlich zu verunglimpfen. In kurzer und herrischer Form hat der Kurfürst persönlich die Universität ermahnt, den neuen Gesetzen Folge zu leisten. Wer sich nicht fügen wolle, könne gehen.

Diese Verkündigung der Lehr- und Hörfreiheit für die philosophische Facultät und die Eröffnung des Wetteifers der Lehrkräfte erscheint von Seiten des Kurfürsten als eine große, über alles Schul- und Sectenwesen erhabene Absicht; doch war diese Maßregel ein Fehlgriff, der in der Ausführung den Fortschritt nicht begünstigt, sondern gehemmt hat. Denn es handelte sich nicht um neue, in den Lehrkreis der Universität einzuführende, der wissenschaftlichen Mittheilung bedürftige und würdige Bildungsobjecte, sondern in der Praxis lief die Sache darauf hinaus, daß nun nicht blos der Nominalismus, sondern auch der Realismus, d. h. die Scholastik in ihrem ganzen Umfange mit großem Eifer betrieben wurde. Und diese Einräumung geschah in einem Zeitpunkte schon fortgeschrittener Bildung, die alte Schule war abgelebt, die neue im Ableben. Wenn man solche Schulen frei giebt, die keine Mission mehr haben und keine Aufgaben der Forschung, so läßt sich auch das Schulgezänk nicht hindern, denn sie haben Zeit dazu und leben von nichts anderem. So kam es, daß hier

in Heidelberg, als schon eine neue Bildung mächtig im Vordringen war, noch über ein halbes Jahrhundert fruchtlose und erbitterte Schul- und Wortkämpfe zwischen Magistern, Scholaren und Bursen geführt wurden, und daß die alte und neue Burse über die alte und neue Schule einander fast die Hälse brachen.

Aber die Zeiten fingen an sich zu scheiden. In den Jahren 1456—60 hatte unter dem Schutze des Kurfürsten und dem Widerstreben der Corporation ein fahrender Humanist, ein früherer Heidelberger Scholar, Peter Luder aus Kißlau, an der Universität Vorlesungen über lateinische Dichter gehalten, ein Mann von vagabondirender, zuchtloser und prahlerischer Art, der sich für einen Götterboten hielt, aber nur einer jener Vorboten war, die neuen Geistesepochen auf der Wildbahn vorauslaufen. Einige Jahre nach der Schlacht von Seckenheim erschien am Hofe Friedrichs Michel Beheim aus Weinsberg, der Leben und Thaten des Fürsten besang und sich für einen deutschen Homer hielt, aber nur ein Repräsentant der gesunkenen Hofdichtung war, von der reimenden Zunft der Meistersänger. Daß die alte deutsche Dichtung abwärts ging, ließ sich an Michel Beheim besser erkennen, als der Aufgang der neulateinischen an dem fahrenden Humanisten von Kißlau.

VIII.

Der Einzug der Alterthumsstudien, die in Italien erweckt worden, hatte in Deutschland mit vollen Segeln

begonnen, als das erste Jahrhundert unserer Universität erfüllt war. Eine erste Säcularfeier hat, wie es scheint, nicht stattgefunden. Der Grund mag wohl auch darin gelegen haben, daß die Gegenwart die Geister zu lebhaft beschäftigte, daß man sich der Vergangenheit entfremdet fühlte, und zwischen der alten und neuen Zeit schon eine Kluft lag.

Heidelberg war in den beiden letzten Decennien des fünfzehnten Jahrhunderts ein Hafen und Vorort des deutschen Humanismus. Aber nicht die Universität war dieser Mittelpunkt, sondern der Hof des Kurfürsten Philipp und vor allem das Haus eines Mannes, der sein vertrauter Freund und Rath, sein Kanzler und seit 1482 Bischof von Worms war, Johann von Dalberg, der bei den Auflehnungen der Bischofsstadt lieber in der Universitätsstadt mit seinen Freunden und in Ladenburg mit seinen Büchern lebte. Dieser Name bedeutet eine Epoche in der Geschichte unserer Universität: die der beginnenden Renaissance, des Uebergangs aus der scholastischen Bildung zur humanistischen.

Ich sage: des Uebergangs. Denn wir sehen einen deutschen Kirchenfürsten erfüllt von der Liebe zum Alterthum, genährt von den neuerwachten Studien, die nicht sein Prunk, sondern ihm Herzenssache und höchster Geistesgenuß sind, der nach griechischen Schriften dürstet und keine größere Freude erleben kann, als einen solchen Schatz zu gewinnen, er ist, wie Vigilius in einem Briefe an Konrad Celtis ihn schildert: «totus græcus est».

Dieser Mann will die neue humanistische Bildung nicht blos für sich haben, sondern um sich verbreiten, er fühlt den Beruf, die Universität, deren Kanzler er war und die er vor sich sieht, in diesem Geist zu veredeln. Will man mit Ullmann den Namen eines Curators auf ihn anwenden, so hat wohl nie der Curator einer deutschen Universität einen größeren Beruf gehabt und schöner erfüllt als in jenem bedeutungsvollen Zeitpunkt der deutschen Geistesgeschichte, in der Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts hier in Heidelberg der Bischof von Worms. Die Neuerung konnte nicht zwangsmäßig durch Verordnungen und Maßregeln geschehen. Man mußte das Licht, das in Italien aufgegangen war und strahlte, hier sammeln, verstärken und leuchten lassen, um die Geister zu erwärmen und anzufeuern. Dies that Dalberg.

Auf seiner italienischen Reise hatte er in Ferrara zwei Männer kennen gelernt, Landsleute und Altersgenossen, von gleicher Liebe zu Italien und gleichem Feuereifer für die Erkenntniß des Alterthums beseelt: Dietrich von Plenningen und Rudolf Agricola. Mit diesen schloß er einen Freundschaftsbund für das Leben. Da er das Beste mit ihnen theilte, wollte er alles mit ihnen gemein haben; er wußte sie an sich zu fesseln und in seiner Heimath, in seinem Hause zu Heidelberg mit sich zu vereinigen. Jenes Wort, das Goethe von Ferrara und seinen Fürsten gesagt hat, bewährte sich in der Mitte unserer alten Universitätsstadt: „Ein edler

Mensch zieht edle Menschen an und weiß sie festzuhalten.“ So vereinigte sich hier das Dreigestirn: Dalberg, Plenningen und Agricola.

Nur zwei kurze Jahre hat Agricola hier gelebt, er kam in dem Jahre, wo Luther geboren wurde, und starb noch in jugendlichem Mannesalter, den 28. October 1485; er hat nicht an der Universität gelehrt, sondern, wie Dalberg, zwanglose Vorträge gehalten. Aber es war eine große Sache, diesen Mann gesehen, gehört, gekannt zu haben; eine stattliche, kraftvolle, wohlgebaute Erscheinung, in den gymnastischen wie ästhetischen Künsten erfahren und geschickt, Kalligraph, Zeichner, Musiker, voller Verständniß für die Formen der bildenden Kunst, ein vollendeter Redner, der, wenn er lateinisch sprach, selbst die italienischen Meister auch durch seine Aussprache entzückte, ein «homo divinus», wie Erasmus sagte, der die großen und bewunderungswürdigen Eigenschaften, welche das Zeitalter der Renaissance geweckt und ausgebildet hatte, in einer Vollkommenheit besaß, wie diesseits der Alpen kein zweiter, «inter latinos latinissimus, inter græcos græcissimus». Dabei war Agricola eine tiefe, ernste, contemplative Natur, in der die Eindrücke fortgewirkt haben, die er in früher Jugend als Schüler des Thomas a Kempis empfangen. Mitten in der hohen geistigen Lebensfreudigkeit, die ihn erfüllte, hat er die Klosterstille im Herzen getragen. Dies war ein Zug, den auch Kurfürst Philipp empfand und zu würdigen wußte. Die geistige Heimath

Agricolas blieb Italien, er fühlte Heimweh bei uns und hörte nicht auf, „nach der Sonne zu frieren".

Die neue humanistische Bildung forderte eine neue Erziehung, welche die Universität, wie sie war, nicht leisten konnte; sie bedurfte auch eine Vereinigung ihrer Träger und Geistesgenossen, die in der Form freier Gesellschaften hergestellt sein wollte, da es Akademien nicht gab und die Universität mit ihrer Lehrverfassung und ihren zünftigen Einrichtungen dafür nicht paßte. Jakob Wimpfeling von Schlettstadt, aus der Schule Dringenbergs, die schon eine verbesserte Unterrichtsanstalt war, widmete sich der Erziehungsreform; Konrad Celtis stiftete im Geiste und zur Förderung der humanistischen Cultur die rheinische Gesellschaft in Mainz und die danubische in Wien. Ich nenne diese beiden, sehr ungleichartigen Männer, weil sie der Epoche dienen und mit Heidelberg verknüpft sind. Wimpfeling hat hier studiert und gelehrt, seine erste Lehrthätigkeit fällt in die Zeit Agricolas, unter dessen Einfluß K. Celtis (in den Jahren 1484 und 1485) die humanistische Bildung und Lebensanschauung gewann, deren poetischer Wortführer er wurde. Nur daß gewisse frivole Züge, die ihm eigen und mit seiner Lebensart und Lebenskunst verknüpft sind, nicht von Agricola stammen.

Als K. Celtis zehn Jahre später, von Ingolstadt durch die Pest vertrieben, in Heidelberg lehrte (1495 bis 1497), sah er, wie hier die humanistische Bildung ihren Höhepunkt erreichte. An dem Hofe Philipps erschien

als kurfürstlicher Rath und Prinzenerzieher der größte Gelehrte seiner Zeit, Johann Reuchlin aus Pforzheim, „das dreisprachige Wunder", wie man ihn nannte, er hatte sein Latein in Italien geschult, griechisch von Griechen, hebräisch von Juden gelernt und wurde der humanistische Begründer der hebräischen Sprachwissenschaft, der siegreiche Vertheidiger der hebräischen Literatur, als einem Theile derselben von fanatischen Gegnern die Vertilgung drohte. Drei Jahre, von 1496—99, hat Reuchlin hier am Hofe Philipps gelebt, mit Dalberg innig befreundet, in dessen Hause am letzten Jahrestage 1497 eine lateinische Komödie gespielt wurde, eine Satire wider die schlechten Advocaten, welche Reuchlin gedichtet hatte und Studenten zu Dalbergs großer Ergötzung aufführten. Es war ein literarisches Ereigniß, denn dieses neulateinische Schuldrama hat zahlreiche Nachahmungen gefunden.

Nun war die Aufgabe, die neue humanistische Bildung in den Lehrkreis der Universität einzuführen: es galt die Reform des lateinischen Unterrichts, die Begründung des griechischen und hebräischen. Da nicht blos die Interessen der Corporation, sondern die Einrichtungen der Universität dem widerstrebten, so konnte die Aufgabe nur durch eine Umgestaltung der Lehrfassung, d. h. durch eine Reform der Universität gelöst werden. Und zwar erstreckte sich die Tragweite dieser Reform weiter, als selbst die Träger der Epoche ahnten. Denn mit der Erleuchtung des Alterthums, die das Thema der Renais-

sance war, drängte sich in den Gesichtskreis des menschlichen Geistes eine unermeßliche Fülle von Aufgaben nicht blos der sprachlichen, auch der historischen und naturwissenschaftlichen Forschung, welche letztere die Schranken der Alterthumswissenschaft durchbrach. Sollte der Name Studium generale noch ferner einen Werth haben, so durfte er nicht blos die universelle Geltung der gelehrten Grade, sondern mußte den universellen Umfang der Wissenschaften bezeichnen und allmählich die Bedeutung einer universitas literarum in sich aufnehmen.

Der erste bescheidene Fortschritt in Heidelberg bestand darin, daß in der philosophischen Facultät die griechische Sprache anfing unterrichtet zu werden. Der erste Lehrer war der Bruder des großen Reuchlin, Dionysius Reuchlin, der im Juli 1498 von Basel kam. Der Kurfürst, der die Zulassung von Seiten der Facultät vergeblich gewünscht hatte, sah sich genöthigt, „mit Ernst zu begehren". Die Corporation wehrte sich hartnäckig und sah in dem neuen Lehrer nicht blos einen «novus» sondern «novabundus doctor».

Glücklicherweise war schon damals in Deutschland dafür gesorgt, daß die Pflege der corporativen Interessen auf Kosten der wissenschaftlichen sich an der Macht der Verhältnisse brach und bald eine Niederlage erlebte, die der Corporation selbst über die Erfolglosigkeit und Thorheit ihres Widerstandes die Augen öffnete. Sie mußte erkennen, daß sie ihren Nutzen auf einem Wege gesucht hatte, der zu ihrem Schaden geführt. Die Macht der

Verhältnisse lag in der Zahl und dem Wetteifer der deutschen Universitäten, deren es vierzehn gab, als im Jahre 1502 Wittenberg dazu kam. Nun erlebte unsere Facultät, daß andere in ihrer Nähe sie weit überholt hatten und blühten, während sie zurückstand und welkte, weil jene besaßen, was ihr fehlte: humanistische Lehrer, denen die Jugend zuströmte. In einem Schreiben aus dem August 1521 schilderte sie der Universität kläglich ihren gesunkenen Zustand und richtete an den Senat die höchst seltsame, unerfüllt und unerwiedert gebliebene Bitte: er möge den Kurfürsten bewegen, sich an Karl V. zu wenden, damit der Kaiser den großen Erasmus von Rotterdam, dieses «lumen totius orbis», zur Hebung der philosophischen Facultät nach Heidelberg sende.

IX.

Der humanistische Zug ergriff nächst der unteren auch die oberste der Facultäten. Die Anwendung der griechischen und hebräischen Sprachkunde auf die Erklärung und das Verständniß der Originaltexte des alten und neuen Testaments mußte zu einer Umgestaltung des theologischen Unterrichts, zu einer theologischen Reform führen, die mit der kirchlichen genau zusammenhing und ihr zustrebte. Unter den Einflüssen der neuen Humanistenschule, die hier entstanden war und unabhängig von der Universität während der beiden letzten Decennien des fünfzehnten Jahrhunderts gewirkt hatte, bildete sich allmählich auch eine neue Theologenschule,

eine junge Saat, die während der ersten Decennien des sechzehnten Jahrhunderts hier zu keimen begann und in der nächsten Folgezeit in den großen reformatorischen Bewegungen, welche die Kirche ergriffen hatte, aufging. Ich nenne nach der Zeitfolge ihrer Immatriculationen: Johannes Oekolampadius aus Weinsberg (13. Oct. 1499), Philipp Melanchthon aus Bretten (14. Oct. 1509), Joh. Brenz aus Weil (13. Oct. 1514), den Dominikaner Martin Butzer aus Schlettstadt (den letzten Januar 1517). Jeder von ihnen ist ein Werkzeug der Reformation geworden und hat seinen Namen in ihrer Geschichte denkwürdig gemacht: Oekolampadius in Basel, Brenz in Württemberg, Butzer in Straßburg, Melanchthon in Wittenberg und Deutschland, denn er wurde «præceptor Germaniae».

Welcher Wechsel der Zeiten! Im Jahre 1479 war in Worms über den Prediger Johann von Wesel, der wider den Ablaß geschrieben hatte, ein Ketzergericht gehalten worden, wozu der Erzbischof von Mainz auch einige bewährte Theologen von Heidelberg gewünscht hatte; die Universität sendete drei, unter ihnen Nikolaus von Wachenheim. Johann von Wesel widerrief seine Lehre und wurde zu lebenslänglichem Gefängnis verurtheilt. Noch waren nicht vier Decennien vergangen, so erschien ein halbes Jahr nach seinen Wittenberger Thesen Luther in Heidelberg und hielt den 26. April 1518 im Augustinerkloster über die Grundsätze seiner Lehre von der Sünde, der Gnade und der Rechtfertigung blos durch

den Glauben eine große Disputation, die zwar den Universitätstheologen mißfiel, aber in den jugendlichen Gemüthern der aufkeimenden Saat einen tiefen und fortwirkenden Eindruck zurückließ.

Kurfürst Ludwig V., Philipps Sohn und Nachfolger (1508—1544), war „friedfertig" gesinnt und wollte den Glaubenskampf vermeiden, er verhielt sich zu den kirchlichen Neuerungen abwehrend, nicht unterdrückend, er verbot, daß in der theologischen Facultät die Bibel nach lutherischer Art ausgelegt werde, aber befahl nach einiger Zeit, daß die theologische und juristische Facultät ein Gutachten über die lutherische Lehre abgeben sollten.

Mit hellem Sinn erkannte der Kurfürst, daß in den Zuständen der Universität vieles faul und schlecht sei, und daß auch die corporativen Interessen nicht mehr mächtig genug waren, um in der Wahl der Lehrer und in der Ertheilung der Grade den egoistischen und selbstsüchtigen Zwecken das stärkere Gegengewicht zu halten. Wenn Corporationen veralten und sich gegen einen neuen Geistesinhalt wehren, so ist die natürliche Folge, daß die schlechten Particularinteressen sich breit machen, und darin besteht überall, wo es geschieht, das Verderben. Bei Gelegenheit der tadelnswerthen Wahl eines juristischen Lehrers ließ der Kurfürst den 25. Mai 1518 der Universität durch seinen Kanzler die schärffste Vorhaltung machen: es bestehe Irrung, Zwietracht, Widerwillen, Neid und Haß in der Universität, was nicht wenig zu ihrer Zerrüttung diene; am allerbeschwerlichsten finde es Seine

Kurfürstl. Gnaden, daß die Professoren sich in den Wahlen und anderen Geschäften der Universität parteilich hielten und dasjenige vorzögen, was zum Nutzen der Person, aber nicht zu dem der Universität gereiche. Auf dem Reichstage zu Worms, wo die gewaltigste aller Zeitfragen verhandelt wird, erfährt der Kurfürst, daß seine Juristenfacultät beabsichtige, nächster Tage eine ungewöhnlich große Menge Doctoren zu promoviren, darunter solche, welche dieser Ehre unwürdig seien. Höchst unwillig darüber, erläßt der Kurfürst den 27. April 1521 ein Schreiben an die Universität, um einen so gesetzwidrigen und schädlichen Mißbrauch zu verhindern, der nicht blos der Facultät und Universität, sondern dem Fürsten selbst, seinen Vorfahren und dem ganzen Lande zu übler Nachrede, Verachtung und Schmähung gereichen müsse. Die Sprache des Erlasses ist ernst und drohend, Ludwig redet als Fürst, Patron und Schirmherr der Universität. Wenn man seiner Mahnung zuwiderhandle, so werde der Kurfürst das höher zu Herzen fassen und gegen die Facultät und die Personen, die solche Dinge üben, strafend auftreten, damit man sein Mißfallen spüre. Man erkennt aus diesen sehr bemerkenswerthen Urkunden, aus den herben Worten des mild und friedfertig gesinnten Fürsten, wie entartet damals die Zustände der Universität sein mußten und wie bedürftig einer Reformation. Denn Mißbräuche, die in Gesinnungen wurzeln, lassen sich nicht durch Worte wegbringen, man muß die Dinge ändern und die großen wissenschaftlichen Aufgaben der

Zeit in die Universität einführen, damit sie Besseres zu thun bekomme, als dem Nutzen oder Schaden der Einzelnen nachzuleben und zu fröhnen.

Die Universität selbst fühlte ihre Uebelstände, insbesondere war die Artistenfacultät auf mancherlei Abhülfe und Verbesserungen bedacht. Die Briefe der Dunkelmänner, die in den Jahren 1516—17 erschienen waren, hatten auch Heidelberg nicht verschont. Den disputationes de quolibet, jener großen scholastischen Jahresparade, pflegten spaßhafte Reden zu folgen (quæstiones minus principales), die das Gelächter und Ergötzen der Zuhörer weniger durch Witz, als durch cynische und lascive Dinge hervorriefen. Die Facultät verbot diesen Mißbrauch den 24. August 1518. Ein Menschenalter später wurde die ganze Einrichtung aufgehoben. Um auch an ihrem Theil die «bonas literas» zu pflegen und zu fördern, wurde den 15. September 1520 von Seiten der Artistenfacultät beschlossen, eine neue Uebersetzung des Aristoteles durch fünf gelehrte Männer zu veranstalten, unter denen Billicanus und Brenz waren.

Aber die Hauptsache war und blieb die gründliche Reform der Universität, vor allem die Umgestaltung der Lehrzustände in der philosophischen und theologischen Facultät. Zu diesem Zwecke hatte der kurfürstliche Kanzler Florentius von Venningen im Jahre 1522 Vorschläge von Jakob Sturm in Straßburg, Wimpfeling in Schlettstatt, und J. Spiegel in Speier, dem Neffen Wimpfelings, eingeholt und erhalten. Diese Vorschläge

gehören zu den interessantesten Schriftstücken unseres Urkundenbuchs, sie stimmen, so unabhängig sie von einander sind, im wesentlichen sowohl in der Schilderung und Verwerfung der scholastischen Lehrart als in der Forderung der humanistischen überein.*)

Gegen Ende des Jahres 1522 verkündete der Kurfürst die Erneuerung und Reformation der Hochschule, doch ist uns die Urkunde derselben nicht erhalten. Wohlthätige Veränderungen zeigen sich sogleich in der Erweiterung der Lehrfächer und in den Lehrkräften, die man beruft, aber mit den zu geringen Mitteln nicht lange festzuhalten vermag. Das dritte Decennium des sechzehnten Jahrhunderts ist durch eine Reihe neuer und berühmter Lehrer ausgezeichnet. Hermann von dem Busche, ein westfälischer Edelmann, einer der eifrigsten Verbreiter des Humanismus, Freund des Agricola, Reuchlin und Hutten, schon 55 Jahre alt, wie er sein hiesiges Lehramt antritt, liest in den Jahren 1523–26 über la-

---

*) Namentlich ist Wimpfelings Schilderung einiger berühmter Theologen und ihres Latein höchst ergötzlich. Ein Theologe von großem Rufe liest im vierten Evangelium die Worte, die der Täufer von Jesu sagt: (er muß wachsen, ich aber abnehmen) «me oportet minui, illum autem crescere», und steht nun vor dem Worte minui als vor einem unlösbaren Räthsel. Wimpfeling, der den 20. December 1481 Rector der hiesigen Universität wurde, sollte in Begleitung eines theologischen Collegen dem Kurfürsten eine Bittschrift der Universität überreichen. Wie er das letztere thun will, ruft ihm der College zu: «osculate literas!» Wimpfeling erzählt es und sagt: «attonitus fui et erubui, sciens, principem Philippum ineptiam illam intellexisse».

teinische Sprache und römisches Alterthum; **Sebastian Münster**, zugleich Mathematiker und Geograph, lehrt gleichzeitig **hebräisch** (1524—27) (er ist der Nachfolger des Johann Böschenstein, der hier der erste Vertreter dieses Sachs war); **Simon Grynäus**, der ältere des Namens, lehrt in den Jahren 1525—29 **griechisch** und geht nach kurzer Zeit, wie Sebast. Münster, nach Basel, beide wegen ihres zu geringen Einkommens; sie hatten jährlich an Geld: Münster dreißig Gulden und Grynäus sechzig. Der nächste bedeutende Lehrer der griechischen Sprache, welche die Grundlage der humanistischen Bildung ausmacht, wurde **Jakob Mikyllus**, der aus Frankfurt kam und zuerst in den Jahren 1533—37, dann wieder von 1547 bis zu seinem Tode, den 28. Januar 1558, hier gelehrt und durch seine Mitwirkung an den Reformen der Universität sich in der Geschichte der letzteren einen denkwürdigen Namen verdient hat.

Die Universität ist schon in einer Umgestaltung begriffen, die unter **Friedrich** II. (1544—1556), dem Bruder und Nachfolger Ludwigs V., die mittelalterlichen Formen durchbricht und zu einer Neugestaltung fortschreitet. Die Gewalt einer religiösen und volksthümlichen Stimmung, die seit Jahrzehnten vorbereitet und in der Stille gewachsen ist, ändert plötzlich den Gang der Dinge, als den 20. December 1545 hier in der Heiliggeistkirche die Gemeinde das evangelische Kirchenlied von Paul Spreter anstimmt: „Es ist das Heil uns kommen her von Gnad' und lauter Güte!" Wenige Tage später,

den 3. Januar 1546, sieht diese Kirche den ersten Gottesdienst in protestantischen Formen.

Noch in demselben Jahre sieht auch die Universität den beginnenden Untergang ihrer mittelalterlichen Formen. Die Bursen werden vereinigt, die scholastischen Parteien werden abgeschafft, sie sind schon längst nicht mehr alte und neue Schule, sondern nur alte; die neue Schule ist schon längst etwas ganz anders als via Marsiliana; auch die große scholastische Parade der disputationes quodlibetanae kann nicht ferner mehr bestehen, die Lehrzustände der Facultäten werden im Sinne der wahrhaft neuen Schule geändert und ein Pädagogium gegründet, das dem humanistischen Universitätsunterricht zur Vorbereitungsschule dienen soll. Dies alles geschieht 160 Jahre nach der Stiftung der Ruperta. Natürlich fehlt es nicht an dem Widerstande der alten, scholastisch gesinnten Schule, namentlich eine Klage wird laut, die uns an die heutigen Tage erinnert, wo sie freilich nicht von Scholastikern ausgeht: „zu viel griechisch!" Noch eine neue Anstalt zur Erhaltung und Bildung armer Studirenden, das «collegium sapientiae», wie sie heißt, wird im September 1555 gegründet und soll ins Leben treten, als der Kurfürst stirbt.

Aber alle diese Reformen, die in dem Jahre 1546 auflebten, wurden plötzlich unterbrochen und gehemmt. Es gab ein böses Schicksal, das in den Sternen unseres schönen Landes geschrieben stand, oder soll ich lieber sagen in seinen Unsternen? Das waren die Kriege!

An einem alten Uhrwerk in Nürnberg vom Jahre 1522 waren die sieben Planetengötter dargestellt in Verbindung mit den sieben Kurfürsten des Reiches, jeder hatte seinen Planeten: Kurpfalz den Mars!

Als Ludwig IV. seine Reform der Universität ins Werk setzen wollte, brachen die Armagnacs wie Raubthiere ins Land. Friedrich I. hätte nicht der Siegreiche geheißen, wenn er nicht der kriegerische gewesen wäre und hätte sein müssen. Gleich zu Anfang des Jahres der Schlacht von Seckenheim mußten die Angehörigen der Universität Kriegsartikel beschwören. In den letzten Jahren Philipps, als der neue Geist des Humanismus in die Universität einzudringen begann, wüthete der bairisch-pfälzische Erbfolgekrieg. Kaum hatte der Kanzler Ludwigs V. sich jene Vorschläge zur Umgestaltung der Facultäten machen lassen, so mußte der Kurfürst erst in die Fehde gegen Sickingen, dann in den Bauernkrieg ziehen. Und eben hatte unter Friedrich II. der Gang der Reformation Kirche und Universität ergriffen, da folgte unmittelbar der deutsche Reformationskrieg, der schmalkaldische, und der Sieg des Kaisers, der alles rückgängig machte. Im Frühjahre 1551 ließ der Kurfürst der Universität durch seinen Kanzler mittheilen, daß unter Papst Julius III. die große Kirchenversammlung zu Trident wieder eröffnet sei, und daß ihm die Corporation aus ihrer Mitte geeignete Männer zu seiner Auswahl bezeichnen möge, um das Concil nach dem Wunsche des Kaisers zu beschicken. Die Universität nannte zwei

Professoren, aber die Sendung unterblieb. Julius III. ist der letzte Papst gewesen, den die Universität als ihr kirchliches Oberhaupt anerkannt, der ihr die letzten Dotationen gewährt und die Erlaubniß zur Verheirathung der Rectoren wie zur Anstellung weltlicher Lehrer mit kirchlichen Einkünften ertheilt hat (1550–53).

X.

Endlich kamen nach dem Religionsfrieden von Augsburg und der Abdankung des Kaisers (1555) Jahre des Friedens, und jetzt erfüllte sich schnell in vollstem Maße, was hier seit mehr als einem halben Jahrhundert erstrebt worden. Der Enkel erntete, was der Großvater gesäet. Unter allen Kurfürsten aus dem Hause Wittelsbach ist an Kraft und Höhe der Gesinnung wie des Geistes Otto Heinrich der erhabenste: ein Herrscher, der wie ein wohlthätiger Genius gewaltet hat, nichts unterlassen, was gut und förderlich, nichts gethan, was vom Uebel war. Es war ein Mann der seltensten Art, die Dauer seiner Herrschaft kurz, sein Gedächtniß segensreich und unvergänglich. Kaum drei volle Jahre, die seine Regierung gedauert: vom 26. Februar 1556 bis zum 12. Februar 1559. Er war noch nicht siebenundfünfzig, als er starb. Wohl wäre zu wünschen gewesen, daß unter den vielen Festgaben und Festschriften, die unsere Jubelfeier hervorgerufen hat, eine gewesen wäre, welche diesem Fürsten ein ausgeführtes und würdiges Denkmal gewidmet hätte.

Die beiden mächtigen deutschen Geistesströmungen des

sechzehnten Jahrhunderts, die von der Erneuerung des kirchlichen und des wissenschaftlichen Lebens zugleich bewegt waren, die Renaissance und die Reformation, deren Wege sich getrennt hatten, seit Luther und Erasmus wider einander auftraten, sind nach der Art Melanchthons im Gemüthe Otto Heinrichs vereinigt geblieben, und diese Vereinigung ist ausgeprägt in seinen fürstlichen Werken. Er beginnt mit der Reformation der Kirche und Schule, er endet mit der Reformation der Universität und hinterläßt dieser als kostbarstes Vermächtniß eine Sammlung von Handschriften und Büchern, die zwar schon von dem Ahnherrn seines Stammes, Ludwig III., begonnen und von seinem Großvater Philipp, Dank dem sachkundigen Eifer der Dalberg, Agricola und Reuchlin, vermehrt war, aber erst durch die fortgesetzten Erwerbungen höchst seltener und werthvoller Schätze, die Otto Heinrich gemacht hatte und machen ließ, zu einer der ersten Bibliotheken Europas, zu jener weltberühmten Palatina wurde, die das feindseligste aller Schicksale uns entrissen hat, als das Unheil hereinbrach!

Aber in den ausdrucksvollsten und sichtbarsten Formen verkündet die Sinnesart des erhabenen Fürsten, dieses deutschen Mediceers, der Palast, den er gegründet und in den drei gepriesenen Jahren seiner Herrschaft auf dem Jettenbühel zur Verherrlichung des Schlosses emporsteigen ließ, denn der Otto-Heinrichsbau ist in diesem Epos der schönste Gesang. In seiner Bauart redet zu uns die Vereinigung italienischer und deutscher Renaissance,

in seinen Bildsäulen von der Hand eines niederländischen Künstlers, des Alexander Colins von Mecheln redet zu uns die Vereinigung der Renaissance und der Reformation, die Verkörperung antiker und christlicher Ideen: zu den biblischen Heroen Josua, Simson und David gesellt sich der griechische Halbgott Herkules, der Sohn des Zeus; die Köpfe römischer Männer aus den Zeiten der Könige, der Begründung der Republik, der Bürgerkriege und der Kaiser erscheinen in den Fenstergiebeln des unteren Stockes; darüber erheben sich die christlichen und theologischen Tugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung, zu ihnen gesellen sich die beiden antiken Tugenden der Stärke und Gerechtigkeit, und in oberster Reihe thronen die Gottheiten der Gestirne: der Sonnengott, Jupiter, Saturn, Mars, Venus, Merkur und Diana (Mond), die sieben Wandelsterne, welche die Erde umkreisen und den Lauf der irdischen Dinge beherrschen. Denn in den Anschauungen der Renaissance waren die astronomischen Vorstellungen noch nicht von den astrologischen geschieden. Und Otto Heinrich, der mit diesen Vorstellungen vertraut war und gern darin lebte, verstand sich wohl auf die Sonnenuhr, deren er selbst eine verfertigt hat, aber noch nicht auf die Sonne!

In seinem Schloß empfing der Kurfürst, umgeben von seinen Räthen, am 19. December 1558 die Repräsentanten der Universität, er ließ jeden an sich herantreten und reichte ihm freundlich die Hand; dann wurde die neue Reformationsurkunde, die ein Buch ausfüllte, vorgelesen und durch den Kanzler Erasmus von Mink-

witz dem Rector übergeben. Dieser war der Pfalzgraf Georg Johann (Graf von Veldenz), der erste fürstliche Rector, den die Universität gehabt hat.*) Den 28. December 1558 hielt Georg Johann vor der versammelten Universität eine Rede, «de scholae Heidelbergensis instauratione», worin er die wohlthätige Reform des Kurfürsten pries, der die Gesetze neu geordnet und dem gegenwärtigen Zustande der Universität angepaßt habe, während sie vorher barbarisch und unbrauchbar gewesen: «omnia disjecta, dissipata, confusa, breviter nihil aliud fuit, quam chaos, rudis indigestaque moles».

Das neue Gesetzbuch war unter der Mitwirkung der angesehensten Professoren entstanden: des Christoph Eheim von der juristischen Facultät, den der Kurfürst aus Tübingen berufen und an die Spitze des Kirchenraths gestellt hatte, des Arztes Thomas Erast, der von Basel gekommen war und die medicinischen Statuten zu bearbeiten hatte, und des Philologen Jak. Mikyllus. Vor allem aber wurde der Reformator des deutschen Unterrichts, Philipp Melanchthon, der Mann nach dem Herzen Otto Heinrichs, gehört, der, ein Sechzigjähriger, auf die Einladung des Kurfürsten im October 1557 nach Heidelberg kam, sich hier aufs höchste geehrt sah und in allen Punkten, welche die Uebereinstimmung der wissenschaftlichen und kirchlichen Reform betrafen, seinen Rath ertheilte. Denn der Kurfürst wollte, daß die Universität „die hohe Warte der Kirche" sei.

*) In der Reihenfolge der Rectoren der 332.

Das Gesetzbuch ordnete nicht blos die Haushaltungs- und Verwaltungszustände der Universität bis ins Einzelne, sondern auch die Lehrverfassung der Facultäten, die Zahl, die Gegenstände und die Reihenfolge der Lehrfächer. Die drei theologischen Lehrobjecte waren die Erklärung des neuen Testaments, die des alten und die Glaubenswahrheiten (loci præcipui oder communes). Die Richtschnur zur Erklärung der heiligen Schrift sollte diese selbst sein. Die juristische Facultät hatte vier Lehrämter: drei für das bürgerliche Recht und nur eines für das kirchliche, dessen Gegenstand auf das zweite Buch der Decretalen eingeschränkt wurde. Um über eines der anderen Bücher zu lesen, mußte eine besondere Erlaubniß eingeholt werden. Die drei übrigen juristischen Lehrfächer an erster, dritter und vierter Stelle gehörten dem Codex, den Pandekten und den Institutionen. Dabei wurde ausdrücklich festgestellt, daß die juristischen Professoren nur ihren Lehrämtern dienen und nicht ferner im Staatsdienste der Kanzlei oder des Hofgerichts gebraucht werden sollten. Die Facultät der Aerzte umfaßte drei Lehrfächer: Therapeutik, Pathologie und Physiologie. Die Pflanzenkunde sollte durch Botanisiren, die Arzneimittellehre in den Apotheken, die ärztliche Kunst an den Krankenbetten, so weit die Professoren in ihrer Praxis darüber verfügen konnten oder wollten, erlernt werden; die Chirurgie war mit der Anatomie verbunden und mit dieser auf das Studium der anatomischen Tafeln, der Skelete und auf die Leichensectionen enthaupteter Verbrecher angewiesen. —

Die philosophische Facultät theilte sich in fünf Lehrfächer: Griechisch, Physik nach Aristoteles, Ethik nach Aristoteles und Cicero, Mathematik und Astronomie nach Euklides, Proklus und der Theorica planetarum, zuletzt Poetik und Redekunst. Die drei Fächer des Triviums, Grammatik, Dialektik und Rhetorik, wurden in die Contubernien verwiesen, wo der Vorbereitungsunterricht zur Universität dergestalt ertheilt werden sollte, daß ein besonderes Pädagogium nicht mehr nöthig schien. Die unabhängige historische, naturwissenschaftliche und philosophische Forschung fanden noch keinen Platz in der Lehrverfassung der Universität.

Eine der wichtigsten und nachdrücklichsten Bestimmungen des Gesetzbuches betraf die Wahl der Lehrer. Der Kurfürst wollte und hat es in einem besonderen Abschnitte, der „von der Verleihung der Lecturen" handelt, als seinen ernsten, strengen Befehl verkündet: daß in der Auswahl der Lehrkräfte, welche die Universität zur Besetzung erledigter Stellen ihm vorzuschlagen habe, nur die Wohlfahrt der Hochschule, die Erfüllung der Lehrzwecke, die Tüchtigkeit und Würdigkeit der zu wählenden Lehrkräfte in Betracht kommen solle, ohne jede Rücksicht auf persönliche Gunst, Freundschaft, Feindschaft, Neid, Haß, Unwille und Geschenke. Er hat die Professoren bei ihrer Pflicht und ihrem Eide ermahnt, dieser Forderung zu gehorchen, und deshalb verordnet, daß vor jeder Wahl und Nomination dieser Artikel seines Gesetzbuches vorgelesen werden solle, damit jeder sein Gewissen in Acht

nehme. Das Uebel, eines der schlimmsten, vor welchem der Kurfürst seine Universität behüten wollte, war, wie ein Festredner bei der letzten Säcularfeier der Universität sich ausdrückte, das «patrocinium amicorum!» Denn ihm war es um die Sache zu thun.

In diesem sachlichen, von den hohen Zwecken der Wissenschaft erfüllten Geist hinterließ Otto Heinrich der Universität seine Bücherschätze. „Es sei ein fürstlich Werk", sagte er in seinem Vermächtniß, „an Orten, wo Universitäten und hohe Schulen sind, eine stattliche ansehnliche Bibliothek zu haben und zu erhalten." Er bestimmt in genauen Verordnungen die Art und die Mittel, wie nach seinem Tode die Bibliothek zu verwalten und zu vermehren sei. Wenn aber seine Nachfolger in der Kur oder seine Universität in der Erfüllung dieser Vorschriften sich säumig zeigen sollten, dann will Otto Heinrich seine Bibliothek andern Händen anvertraut wissen, dann soll Tübingen diesen theuren Schatz erben, als die Universität eines Fürsten, den er aus dem Grunde seines Herzens seinen lieben Vetter und Bruder genannt hat: des Herzogs Christoph zu Württemberg.

In welcher Gesinnung Otto Heinrich der Universität sein Gesetzbuch und seine Bibliothek hinterlassen hat, das läßt sich nicht kürzer und besser aussprechen, als er selbst es gesagt: „Ich will meinen letzten Heller für den Flor dieser Universität hingeben!" Ein hohes und rührendes Wort, dessen wir hier an dieser Stelle und in dieser Stunde eingedenk sein müssen!

Und mit welcher unbeugsamen Gewalt seine religiöse Ueberzeugung mitten in aller freudigen Empfänglichkeit für Wissenschaft und Kunst ihn erfüllte, das bezeuge jener Ausspruch, den er gethan und sterbend wiederholt hat: „es ist gerecht, daß der Stamm erlischt, dessen Begründer das Blut eines Märtyrers vergossen“.

XI.

Unter der Herrschaft des Hauses Simmern erhebt sich die Universität im Laufe der nächsten beiden Menschenalter (1559—1619) auf ihren Gipfel und erreicht jene hohe Blüthe, welche der dreißigjährige Krieg völlig zerstört und Karl Ludwig während einer dreißigjährigen Regierung zwar mit bewunderungswürdigem Eifer und Erfolge wieder zu entfalten gesucht, aber nicht auf die Zukunft fortzupflanzen vermocht hat. Dieselben Ursachen haben die Höhe und den Sturz sowohl der Herrscher als der Universität herbeigeführt: eine verhängnißvolle Politik, deren Quelle, nicht Vorwand, die Religion war!

Der erste Kurfürst aus dem Hause Pfalz-Simmern, Friedrich III., in seinen protestantischen Ueberzeugungen melanchthonisch gesinnt, wie Otto Heinrich, ergreift aus innersten Beweggründen, aus dem Bedürfnisse schriftmäßigen Glaubens und Gottesdienstes die Sache des reformirten Bekenntnisses und vertheidigt sie mit der Waffe des biblischen Wortes auf dem Reichstage zu Augsburg (1566) so muthig und glaubensvoll, daß man

unter dem Eindrucke seiner Glaubenskraft keinen Zwang wider ihn ausübt. „Was fechtet ihr diesen Fürsten an", rief der Markgraf von Baden, „er ist frömmer, denn wir alle!" Dieses Wort hat die Welt durch den Beinamen bestätigt, den sie dem Begründer der kurfürstlichen Linie Pfalz-Simmern gegeben: sie nennt ihn Friedrich den Frommen.

Mit ihm wird der erste weltliche Kurfürst des Reiches der erste calvinistisch gesinnte Reichsfürst, der Führer des reformirten Bekenntnisses in Deutschland, der Glaubensgenosse der Schweizer, Hugenotten und Niederländer, ihr Bundesgenosse in den Religions- und Bürgerkriegen, die in Frankreich fortgeführt werden, in dem großen Kampf für die Sache der nationalen und religiösen Unabhängigkeit, der in den Niederlanden beginnt. Die Schwester des Kurfürsten war die Gattin des Grafen Egmont. An der Spitze der reformirten Glaubensinteressen in Deutschland, im Bunde mit ihnen außerhalb des Reichs, stets bereit, sie durch Wort und That zu unterstützen und zu vertheidigen, wird Friedrich III. ein Fürst von europäischem Ansehen, dessen Hülfe die Häupter der Hugenotten und der abtrünnigen Niederländer begehren. Die Interessen der Religionsgemeinschaft fallen schwerer ins Gewicht als die der Reichseinheit. Sein Sohn Johann Casimir kämpft in Lothringen siegreich für die französischen Glaubensgenossen (1568), sein Sohn Christoph fällt im Kampfe für die niederländischen (1574). „Besser, daß er für die gerechte

Sache gestorben ist“, sagte der Vater, „als wenn er im Müßiggange gelebt hätte!“

Heidelberg, die Residenz des Kurfürsten, wird ein Asyl verfolgter Calvinisten, seine Universität eine Schule, der aus allen Gegenden des reformirten Europa die Blüthe der calvinistischen Jugend zuströmt. Nach dem Tode Calvins wird Heidelberg das deutsche Genf, die Metropole der calvinistischen Welt, die «specula ecclesiae», wie Otto Heinrich gewünscht hatte: die hohe Warte der reformirten Kirche. Der erste Name, der unter dem Jahre 1576 in der Matrikel der Universität geschrieben steht, ist Moritz von Nassau, Prinz von Oranien, der Sohn des großen Oraniers, der künftige Statthalter der vereinigten Niederlande. Diesem Namen folgen vier Brüder, Grafen von Berg, vier Brüder, Grafen von Nassau. Zum ersten male wird die Universität, seitdem sie aufgehört hat ein mittelalterliches Studium generale zu sein, eine deutsche Hochschule von internationalem Charakter. Nach den langen Zeiten der Zerstörung und den noch längeren der Verkümmerung, die sich durch das vorige Jahrhundert erstreckt haben, erreicht sie diese Höhe zum zweiten male unter dem Großherzoge Karl Friedrich von Baden und seinen Nachfolgern.

Jene Blüthe war nach dem Vorgange Otto Heinrichs das Werk Friedrichs III. und seiner siebzehnjährigen Regierung. Die Bildungsanstalten des Landes und unserer Stadt werden vermehrt, umgestaltet und in calvinistischem Geiste gelenkt. Das «collegium sapientiae», unter Otto

Heinrich eine Vorbereitungsschule für die Universität, wird in ein theologisches Alumnat verwandelt; das Pädagogium, von Otto Heinrich liegen gelassen, wird als Vorbereitungsschule neu begründet: beide Anstalten kommen bald unter die alleinige Leitung des Kirchenraths, dessen geistliche Mitglieder, Calvinisten der strengsten Richtung, wie Olevian und Ursinus, die Verfasser des Heidelberger Katechismus (1563), worin die reformirte Abendmahlslehre wider die römische und die lutherische in der schärfsten Form ausgeprägt wurde, die Herrschaft erstreben und gewinnen (1570). Sie fordern nach dem Vorbilde Calvins die Kirchenzucht, den Kirchenbann und die Todesstrafe wider die Gotteslästerer, zu denen die Arianer und Unitarier gerechnet werden, die das Dogma von der Gottheit Christi und von der Trinität Gottes anfeinden. Sie verhängen den Kirchenbann wider den hochangesehenen und verdienten Arzt und Professor der Pathologie Thomas Eraft und die Todesstrafe wider den geistlichen Inspector von Ladenburg, Joh. Silvan, der durch eine bei ihm aufgefundene Schrift sich jener „Gotteslästerung" schuldig gemacht hatte. Das Todesurtheil wurde vollstreckt und Silvan den 23. December 1572 auf dem Platze vor dieser Kirche enthauptet. Neunzehn Jahre vorher war wegen einer ähnlichen Schuld, auf das Drängen Calvins, Michael Servet in Genf verbrannt worden.

Unter den verfolgten Hugenotten, die aus Frankreich kamen, waren zwei Gelehrte, von denen der eine an

unserer Universität eine schnell vorübergehende aber bemerkenswerthe Rolle gespielt hat, dann in sein Vaterland zurückkehrte und ein Opfer der Bartholomäusnacht wurde, während der andere den Mördern entging und bei uns nicht blos ein Asyl fand, sondern einen Lehrstuhl, den man ihm antrug, und dem er sechs Jahre lang zum höchsten Ruhme gereicht hat, ohne Frage die erste wissenschaftliche Größe der calvinistischen Aera Heidelbergs: jener ist der Philosoph Petrus Ramus (Pierre de la Ramée), dieser der Jurist Hugo Donellus (Doneau), der unter den Wiederherstellern der römischen Rechtslehre im Geiste der Renaissance sich einen unvergänglichen Namen verdient hat.

Ramus wollte der Reformator der Logik werden. Er hatte die Kühnheit und Schärfe gehabt, über den unerhörten Satz, daß alles, was Aristoteles gelehrt habe, falsch sei, an der Pariser Universität mit Erfolg zu disputiren, und sich eine Schar von Feinden gemacht, wider welche einflußreiche Gönner ihn schützten, bis er zum Calvinismus übertrat. Als verfolgter Hugenot kam er im September 1569 nach Heidelberg. Der Kurfürst wollte diesem Glaubensgenossen von weit verbreitetem Rufe nicht blos eine Zuflucht, sondern eine Wirksamkeit eröffnen und wünschte seine Anstellung in der philosophischen Facultät. Diese erklärte sich wider Ramus, als den abgesagtesten Feind der Lehre des Aristoteles, der doch für den größten Meister der Philosophie gelte. Sechzig Studenten, Italiener, Franzosen, Polen und Deutsche, begehrten für

Ramus den Lehrstuhl der Ethik. Es entstanden Unruhen und stürmische Auftritte, die in der Matrikel «Turbae Ramicae» genannt werden. Mit dem Willen des Fürsten begann Ramus den 14. December 1569 vor einer großen Zuhörerschaft Vorlesungen über Ciceros Rede für den Marcellus und erntete begeisterten Zuruf. Als er aber nach einigen Wochen seine eigene Dialektik ankündigte, konnte nach der Lehrverfassung der Universität auch der Kurfürst das Verbot nicht hindern. Er entließ ihn mit dem Geschenk seines Bildes. Ramus kehrte in sein Vaterland zurück, und hier überlieferte ihn sein früherer College und beharrlicher Todfeind, der Professor Charpentier, den Mördern der Bartholomäusnacht.

Donellus kam von der französischen Rechtsschule zu Bourges, wo er in Rivalität erst mit Fr. Balduinus (Baudouin), dann mit dem berühmten Cujatius (Cujat) gelehrt und zuletzt vor den Mördern der Bartholomäusnacht nur das nackte Leben gerettet hatte. Der Kurfürst und die Universität in völliger Uebereinstimmung beriefen ihn auf den Lehrstuhl des römischen Rechts (Codex) unter Bedingungen, die für jene Zeit glänzend waren; nach einer Verbesserung seines Einkommens, die er sehr bald erhielt, hatte er die größte aller Besoldungen (400 Gulden). Er war Calvinist der strengsten Art. Als Friedrichs Sohn und Nachfolger Ludwig VI. das Lutherthum einführte und den Calvinismus unterdrückte, legte Donellus sein Rectorat und seine Stelle nieder und ging nach der jüngst gegründeten Universität Leiden. Kaum hatten

sich nach dem Tode Ludwigs die kirchlichen Verhältnisse der Pfalz wieder geändert, so wurde Donellus zum zweiten male nach Heidelberg berufen, und er war nahe daran, zurückzukehren, aber er wollte die Niederlande und seine Glaubensgenossen nicht in einem Zeitpunkte verlassen, wo der Fall Antwerpens die Gemüther bedrückte. Er blieb, bis nach der Ermordung des großen Oraniers sein kirchlicher und calvinistischer Eifer auch in den Niederlanden in Conflicte gerieth, die ihn nöthigten, dem Rufe an die neue Universität Altorf zu folgen. So hingen die Schicksale dieses Mannes mit den Schicksalen seines Glaubens eng zusammen. Heidelberg hat ihn als calvinistische Universität gewonnen und als anticalvinistische verloren. Er lehrte hier von 1573 bis 1579.

Friedrichs Söhne, Ludwig VI. und Johann Casimir, waren Gegner nicht aus unbrüderlicher, sondern aus religiöser Gesinnung: jener völlig lutherisch, dieser völlig calvinistisch gerichtet, „der geistliche Waffenträger" des Vaters, weniger unduldsam als der Bruder, aber nicht weniger entschieden. Es war die Zeit, wo der Fürst nicht blos seine eigene Religion hatte, sondern auch die seiner Unterthanen besaß und der Landesherr auch der Glaubensherr war. Mit Ludwig VI. (1576—1583) wurde das Lutherthum in Kirche und Universität wieder eingeführt und der Calvinismus vertrieben, mit Johann Casimir kehrte der Calvinismus zurück, und das Lutherthum mußte weichen. Es wird eine Zeit kommen, wo die Waffen Tillys die bairische Herrschaft einführen und

der Herzog von Baiern die Väter der Gesellschaft Jesu ins Land ruft, und nun müssen beide fort, die Calvinisten wie die Lutheraner.

Johann Casimir, der Administrator der Pfalz (1583 bis 1592) und vormundschaftliche Regent seines Neffen Friedrichs IV., schreitet muthig vorwärts in der Bahn und Richtung des Vaters, er fördert das Wachsthum der Universität und zugleich jene verhängnißvolle calvinistische Politik der Pfalz und des Hauses Simmern, welche die Vereinigung und Coalition der reformirten Glaubensinteressen, die große Alliance der protestantischen Völker Europas anstrebt. Den 30. November 1587 wurde das zweite Jubiläum der Universität durch eine Rede gefeiert, die der Prorector Georg Sohn „über die Gründung und Erhaltung der Universität Heidelberg während der beiden ersten Jahrhunderte" in Gegenwart des Regenten und des Kurfürsten Friedrich IV. hielt, der damals Rector der Universität war.*)

Das Ziel der pfälzischen Politik wird unter Friedrich IV. (1592—1610) erreicht. „Lutz wird es nicht thun, Fritz wird's thun", hatte der Großvater gesagt. Und so geschah es. Friedrich IV. wurde der Stifter der protestantischen Union im deutschen Reich (1608), die das katholische Gegenbündniß der Liga (1609) hervorrief.

---

*) Die Feier sollte den 17. November 1587 stattfinden, weil man, wie Sohn in seiner Rede sich ausdrückte, diesen Tag, an welchem Marsilius zum Rector gewählt worden sei, für den Geburtstag der Universität ansah. Dies war ein doppelter Irrthum.

Wie zwei feindliche Brüder standen die Häuser Wittelsbach gegen einander: der Kurfürst von der Pfalz an der Spitze der Union, der Herzog von Baiern an der Spitze der Liga. So lagen die Dinge im Reich ein halbes Jahrhundert nach dem Tode Otto Heinrichs. Die Politik der Pfalz war in ihren Zielen, wie in ihrer schon erreichten Höhe zu groß für die Macht und Kräfte des Landes, es war eine Ueberspannung, die zum Verderben ausschlagen mußte.

Der Sohn empfing die Erbschaft, welche der Vater, der Großoheim, der Ahnherr ihm hinterlassen. Wäre Friedrich V. (1610—1632) nicht der Führer der Union gewesen, so würde sein Haupt nie die böhmische Dornenkrone getragen haben, die ihm nach Jahresfrist der böhmische Krieg entriß, der Anfang des dreißigjährigen. Wenige Wochen nach der Schlacht bei Prag traf ihn die kaiserliche Acht; seine deutschen Lande, seine Residenz, das Schloß seiner Väter, dem er noch den eigenen Palast hinzugefügt hatte, fielen in die schonungslose Gewalt der Feinde; alle Versuche, die kurpfälzischen Staaten wiederzugewinnen, schlugen fehl auf dem Wege der Waffen, wie auf dem der Verhandlungen; heimathlos mußte er umherirren und zuletzt im Elende sterben. Nach der Schlacht bei Nördlingen wurde seine Leiche, um sie vor den Feinden zu retten, von Ort zu Ort geschleppt. Niemand weiß, wo sein Grab ist. Er war noch ein Jüngling, als er die Krone verlor. Durch seine Schicksale einer der unglücklichsten Fürsten, der weit mehr gelitten,

als er verschuldet, durch die Geschlechter, von denen er und die von ihm abstammen, einer der erhabensten: der Enkel Wilhelms von Oranien, der Gemahl der Enkelin der Maria Stuart, das Haupt einer zahlreichen, hochbegabten Familie, durch seine Tochter Sophie der Großvater der ersten Königin von Preußen, des ersten Königs von Großbritannien aus dem Hause Hannover, durch seinen Sohn und Nachfolger Karl Ludwig der Großvater der Elisabeth Charlotte, von der das königliche Haus der Orléans und das kaiserliche der Habsburg-Lothringer abstammen.

In den Tagen des 16.—19. September 1622 wurde Heidelberg, Stadt und Schloß, von Tilly erobert. Die Geschichte dieser Tage berichtet ein Blutbad. Die Universität hört auf zu pulsiren. In den vier Jahren von 1622—1625 sind sechs immatriculirt worden. Als der Herzog Maximilian von Baiern die Universität im Jahre 1629 im Sinne der Gegenreformation wiederherstellen wollte, wurden zwei Facultäten, die theologische und philosophische, durch zwei Jesuiten ausgemacht und repräsentirt. Ueber zehn Jahre dauerte die erste Periode der bairischen Herrschaft (1622—1633). Nachdem Gustav Adolf seinen Siegeslauf begonnen und bei Lützen vollendet hatte, wurde Heidelberg im Mai 1633 von den Schweden genommen, und nun sollte die Universität im Geiste der Reformation, ihren alten Traditionen gemäß, wieder erneut werden. Aber kaum hatte die Reform begonnen, so machte die Niederlage der Schweden bei

Nördlingen (den 6. September 1634) allen Hoffnungen ein schreckliches Ende. Nun kamen die Zeiten des wachsenden unbeschreiblichen Elends: erst die Plünderungen der flüchtigen zuchtlosen Schwedenscharen, dann die Belagerung der Stadt durch die Feinde, die Entsetzung durch die Franzosen (December 1634), die Wiedereroberung durch die kaiserlichen Truppen (Juli 1635), die Wiederherstellung der bairischen Herrschaft, der völlige Verfall der Universität, die wildeste Soldatentyrannei, Seuchen, Hungersnoth bis zum Leichenfraß, und die Pfalz wurde zur Wüste.

XII.

Es gab zwei Güter, um welche die Kurfürsten der Pfalz seit lange beneidet wurden: von Baiern um die Kurwürde und von den Bibliotheken der Welt, unter denen die Vaticana in Rom eine der reichsten und berühmtesten war, um ihre Bücherschätze. Daß die kurpfälzische Politik und die kurpfälzische Bibliothek, jede in ihrer Art, ein europäisches Ansehen gewonnen hatten, wurde beiden verderblich.

Die kurfürstliche Bibliothek war nach dem Tode Otto Heinrichs gewachsen, sie war namentlich durch das Vermächtniß des Freiherrn Ulrich Fugger von Kirchberg und Weißenhorn, der von Augsburg nach Heidelberg übergesiedelt war und seine herrliche Sammlung handschriftlicher Schätze dem Kurprinzen Friedrich hinterlassen hatte (1584), vermehrt worden. Dazu kamen die Erwer-

bungen, welche Prinzen und Prinzessinnen des Kurhauses zu machen liebten, insbesondere Friedrich IV. selbst, der ein leidenschaftlicher Bücherfreund war. Die Schätze der Palatina bestanden nicht blos in einer großen Zahl orientalischer, griechischer und römischer Codices höchst seltener und werthvoller Art, sondern in einem wichtigen und mit Liebe gepflegten Theile auch in einer Sammlung von Handschriften aus unserer alten vaterländischen Literatur. So hatte Otto Heinrich eine Handschrift des Rolandsliedes vom Pfaffen Konrad, Ulrich Fugger eine der Evangelienharmonie des Mönches Otfrid, Friedrich IV. die sog. Manesse'sche Sammlung von Liedern der Minnesänger erworben. Mit Recht hieß diese Bibliothek «optimus Germaniae literatae thesaurus». Sie war der Stolz der Fürsten, der Universität und des Landes. Damals diente sie der classisch-philologischen Forschung, wie sie in unserem Jahrhundert der germanistischen gedient hat. Sie wurde von vorzüglichen Bibliothekaren geleitet, nicht blos ausgezeichneten Professoren, wie Mikyllus und Xylander, sondern von Gelehrten, die sich ganz der Aufgabe widmeten, eine solche Bibliothek zu verwalten und zu verwerthen, wie Sylburg und Janus Gruterus, der letzte Bibliothekar der Palatina. Um ihretwillen kam der junge Claude Saumaise nach Heidelberg und wurde den 4. October 1606 als „Claudius Salmasius Burgunde Gallus" immatriculirt. Er vertiefte sich Nächte lang in die Alterthumsschätze der Bibliothek und konnte sein Glück, aus einer

solchen Quelle zu schöpfen, nicht genug preisen. „Ich freue mich mit dir", schrieb der berühmte Philologe Isaak Casaubonus, „aber empfinde es peinlich, daß ich solche Schätze nicht mitgenießen kann."

Wider alles Recht und selbst wider den Befehl des Kaisers machte der Herzog von Baiern diese Bibliothek, die hier in der Heiliggeistkirche aufgestellt war, zur Kriegsbeute und schenkte sie dem Papst Gregor XV. (aus dem Hause Ludovisi). In den Tagen vom 16.—19. September 1622 hatte Tilly Heidelberg erobert; schon den 8. October dankt der Cardinal Ludovisi, den 21. October der Cardinal Scipio, der Präfect der Vaticana, dem Herzog Maximilian für sein Geschenk. Der Präfect sendet den Brief durch einen seiner Bibliotheksbeamten, den Dr. Leo Allatius (Allazi), der beauftragt war, die Bibliothek zu holen und nach Rom zu bringen. Im December 1622 kam Allatius in Heidelberg an, im Februar 1623 wurde die Bibliothek von einigen hundert Maulthieren fortgeführt und über die Alpen geschleppt.

Urban VIII. ließ sie ordnen und in dreißig Schränken der Vaticana aufbewahren. «Nobilis Heidelbergicae victoriae manubias» nennt eine Marmortafel den Inhalt dieser Schränke. Maximilian hatte 8800 Etiketten verfertigen lassen, damit jedes der geraubten Werke seine Herkunft verkünden sollte.*) Da nach der Angabe des

*) «Sum de bibliotheca Palatina, quam Heidelberga capta spolium fecit et P. M. Gregorio XV trophæum misit Maximilianus, utriusque Bavariae dux, S. R. J. archidapifer et princeps elector.»

Allatius der Codices gegen 3000 waren, so muß nach der Zahl jener Etiketten die der gedruckten Bücher über 5000 gewesen sein. Die Zahl der griechischen Handschriften betrug 432, die der lateinischen (1956) und französischen 1973, die der hebräischen 289, die der deutschen 848. Abgesehen von einer gewissen noch nicht näher bekannten Zahl arabischer und türkischer Handschriften betrug demnach die Gesammtzahl aller Codices 3542. Vergeblich ließ Karl Ludwig vierzig Jahre später die Bibliothek in Rom zurückfordern.

Nach dem Frieden von Tolentino zwischen dem Papst und Frankreich (1797) kamen 500 Handschriften der Vaticana nach Paris, darunter 26 griechische und 12 lateinische, die zur Palatina gehörten. Nach dem zweiten Pariser Frieden (20. Nov. 1815) erhielt unsere Bibliothek diese 38 Codices zurück, Dank den Bemühungen preußischer und badischer Staatsmänner, Dank vor allem dem Siege von Waterloo, ohne welchen auch die Vaticana ihre 432 Codices nicht wiedergesehen hätte.

Im Februar 1816 richtete die hiesige Universität an Papst Pius VII. ein ehrfurchtsvolles Schreiben, verfaßt von dem Philologen Fr. Creuzer, unterzeichnet von dem Theologen K. Daub als Prorector, worin sie um die Rückgabe der noch übrigen codices palatini bat. Doch wurden nur jene 848 deutsche Handschriften und vier lateinische, welche die Universität Heidelberg betrafen, im Mai 1816 zurückerstattet, so daß die hiesige Universitätsbibliothek im Ganzen 890 ihrer handschriftlichen Schätze

wiederbekommen und die Vaticana 2652 zurückbehalten hat, ungerechnet die arabischen und türkischen Handschriften.

Es heißt, daß die päpstliche Regierung im Jahre 1816 schon entschlossen war, die ganze Sammlung zurückzugeben, als ihr von dem Abbate Carega, einem Scrittore der Vaticana, der Einwurf gemacht wurde, daß die Palatina kein Geschenk, sondern nur der Ersatz für die Subsidien gewesen sei, die der Papst damals der katholischen Liga in Deutschland geleistet habe.*) Indessen ist dieser Einwurf unbegründet, da in den urkundlichen Zeugnissen nicht von der Bezahlung einer Schuld, sondern nur von einem Geschenk die Rede ist.

Es war seit lange zu wünschen, daß wir durch einen genauen und gründlichen Katalog, der sowohl die Codices als die gedruckten Bücher umfaßt, die Schätze der Palatina, die noch in Rom sind, wenigstens bibliographisch kennen zu lernen vermöchten. Ein solches unterrichtendes und den schönsten Bildungszustand unserer alten Universität erleuchtendes Werk hat Seine Heiligkeit Papst Leo XIII. von kundigster Hand ausführen lassen, um mit diesem hochwichtigen Geschenk Seine Königliche Hoheit, unseren durchlauchtigsten Großherzog und Rector, zu dem fünfhundertjährigen Jubiläum seiner Universität zu erfreuen und auch dieser selbst sich huldreich zu erweisen.

*) Die Beschreibung der Stadt Rom von E. Platner, K. Bunsen, E. Gerhard und W. Röstell. Bd. II. (1832), S. 316, Anmerkg.

Das Jahr 1623 bleibt in der Geschichte der Pfalz und der Universität Heidelberg eines der dunkelsten. Das Palladium ging verloren, und die unheilvollsten Zeiten nahmen ihren langen, verderblichen Lauf. In diesem Jahre traf den Kurfürsten die kaiserliche Acht, Baiern gewann die Kurwürde und Rom die Palatina!

XIII.

Nach dem westfälischen Frieden kehrte Karl Ludwig, der Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs, in seine Erblande zurück, ein Theil derselben war verloren und er selbst nicht mehr der erste weltliche Kurfürst des Reichs, sondern der letzte, er fand seine Vaterstadt zerstört, sein Stammschloß unbewohnbar, sein Land verödet, von der ehemaligen Volkszahl nur noch den fünfzigsten Theil, von der Zahl der reformirten Prediger nur noch den zehnten, Kirche und Schule lagen nieder, die Universität war vernichtet, die Jahre von 1630—1652 sind in ihrer Geschichte ein Hiatus. Er kam als ein junger Mann von 32 Jahren, einst ein lustiger Cavalier, der Prunk und Genuß liebte, jetzt hatten die Schicksale ihn ernst gemacht, nicht muthlos und düster; er hatte die Tragödie seines Oheims Karls I. noch in England erleben müssen, bevor er die deutsche Heimath wiedersah. Unter dem Eindrucke des Elends, das ihn von allen Seiten umgab, faßte er den heroischen Entschluß zu entbehren und zu arbeiten, um sein armes Land und Volk wieder aufzurichten. Eine Denkmünze aus jener Zeit stellt ihn dar als einen

geharnischten Mann, den pfälzischen Löwen ermüdet hingestreckt zu seinen Füßen, aber trotzig: «Sedendo non cedo!»

Das Werk, welches er ausführen wollte, die Wiederherstellung der Pfalz, bedurfte des Friedens, der von innen durch die religiöse und kirchliche Zwietracht, von außen durch den Krieg gefährdet war: daher sollte alles geschehen, um den Krieg zu vermeiden und die religiöse Duldung zu befördern. Karl Ludwig kannte und liebte die Wissenschaften, er wußte, daß die wissenschaftlichen Interessen und ihre Pflege auch den toleranten Bestrebungen zu gut kommen. Eine seiner ersten Sorgen war deshalb die Wiederherstellung der Universität, die ganz von neuem begründet werden mußte. Bei der gänzlichen Zerrüttung aller Zustände vergingen drei Jahre der Vorarbeiten, bevor die Einkünfte, die Verwaltung und die Lehrkräfte so weit geordnet waren, daß der Kurfürst durch seine Urkunde vom 1. September 1652 „diese uralte, hochprivilegirte Universität" wieder ins Leben rufen konnte. In den ersten Kriegsjahren hatte ein Professor der Medicin das Universitätsarchiv von Heidelberg nach Frankfurt gerettet, wo es von 1624—1651 unter obrigkeitlichem Schutze aufbewahrt blieb. Jetzt brachte es dem Kurfürsten im Juli 1651 der Retter selbst zurück. Sein Name soll dankbar genannt sein: Peter von Spina.

Die Eröffnung der neuen Universität geschah hier in der Heiliggeistkirche den 1. November 1652. Es war eine rührende Feier. Die Festpredigt hatte zu ihrem Text die Worte des Psalmisten: „Das ist der Tag, den der

Herr gemacht hat, laßt uns fröhlich sein! O Herr, hilf! O Herr, laß wohlgelingen!“ Dann hielt in dem juristischen Hörsaal die Festrede der zum Prorector gewählte H. David Chuno von Marburg, der schon vor achtzehn Jahren (1634), als die Universität unter den Schweden wiederhergestellt werden sollte, als Professor des römischen Rechts hierher berufen war. Mit sieben Professoren trat zunächst die neue Universität in Wirksamkeit, unter diesen war als Honorarprofessor der berühmte Philologe Joh. Freinsheim, der von Stockholm gekommen war, wo er am Hofe der Königin Christine noch vor weniger Zeit den Philosophen Descartes kennen gelernt hatte. Zum Rector hatte man den Kurfürsten selbst gewählt.

Unter den Professoren der Universität, die in das Zeitalter Karl Ludwigs gehören und ein Ausdruck desselben sind, befinden sich eine Reihe berühmter und interessanter Namen. Aus der theologischen Facultät ist vor allen hervorzuheben Joh. Heinr. Hottinger der ältere, einer der größten Gelehrten der Zeit, den sich Karl Ludwig von Zürich für einige Jahre geliehen hatte, um als Professor des alten Testaments und der orientalischen Sprachen hier zu lehren (1655—1661) und ihm selbst als Rathgeber zu dienen. Die Professur Hottingers übernahm im Jahre 1668 Johann Friedr. Mieg, ein Elsasser, der vorher Kanzler der Universität gewesen. Der Name Mieg bezeichnet eine der Familien, woraus eine Reihe rühmenswerther Professoren hervorgingen, wie der Name Nebel schon seit dem Ende des sechzehnten Jahr-

hunderts, der Name Wundt im vorigen solche Familien bezeichnet. Weiter sind zu nennen Fr. Spanheim, der in den Jahren 1655–1670 Kirchengeschichte lehrte, und Joh. Ludwig Fabricius, Professor des neuen Testaments, einer der treuesten Freunde und Diener, welche der Fürst, die Kirche und die Universität des Landes gehabt haben, unter allen der erprobteste, denn er blieb in den Zeiten der höchsten Noth; er hat im Jahre 1689 den Ruf nach Leiden abgelehnt und eine Stadt nicht verlassen, über welche die Verbrennung verhängt war; er hat im Jahre 1693, als dieses Verhängniß erfüllt wurde, mit Aufopferung der eigenen Habe das Universitätsarchiv, wie einst Peter Spina, nach Frankfurt gerettet, wo er bis zu seinem Tode noch Rector der Universität gleichsam in partibus gewesen. „Ich will ausharren", schrieb er, „um den Rest meines Lebens, so viel ich vermag, der Kirche und der Universität der Pfalz zu widmen."

Aus dem Kreise der juristischen Facultät nenne ich Samuel Pufendorf, der hier in den Jahren 1661—68 gelehrt und den Lehrstuhl des Natur- und Völkerrechts begründet hat. Einer seiner Nachfolger, zugleich Professor des römischen und kanonischen Rechts, war Heinrich Cocceji (1672—88), Sohn des berühmten Theologen Coccejus in Leiden und der Vater eines noch berühmteren Sohnes, des Samuel Cocceji, der hier in Heidelberg geboren wurde (1679) und als preußischer Staatsmann eine der verdienstvollsten und glänzendsten Laufbahnen gemacht hat, er wurde unter Friedrich dem

Großen preußischer Staatskanzler (1746). Im Jahre 1673 kam von Altorf als Professor des römischen Rechts Johann Wolfgang Textor, der nach fünfzehn Jahren der Lehrwirksamkeit Heidelberg verließ, als der Orléans'sche Krieg ausbrach (1688), und nach Frankfurt übersiedelte. Sein Urenkel mütterlicherseits ist Joh. Wolfgang Goethe.

Zwanzig Jahre nach ihrer Wiedereröffnung ordnete der Kurfürst die Universität durch neue Gesetze (1. September 1672), die dem Namen, wenn auch nicht der Geltung nach, bis zur vierten Säcularfeier (1786) fortbestanden haben, in welchem Zeitpunkte Karl Theodor seine Statuten gab. Das Gesetzbuch Karl Ludwigs enthielt, wie das Otto Heinrichs, den ernsten und strengen Befehl, daß in der Wahl der Lehrkräfte persönliche Gunst und Anwartschaften nichts vermögen sollten; zugleich hat es den Grundsatz der religiösen Toleranz zum ersten male auf die Lehrverfassung der Universität angewendet. Nur die Lehrämter der theologischen Facultät sollten an eines der beiden reformirten Bekenntnisse gebunden, dagegen alle übrigen von confessionellen Bedingungen frei sein. Auf Grund dieser neuen Gesetze faßte der Kurfürst den kühnen Entschluß und ertheilte seinem vertrauten Rathgeber, dem Professor der Theologie Johann Ludw. Fabricius den Auftrag, in seinem Namen an den Philosophen B. Spinoza im Haag zu schreiben und diesem eine Professur in Heidelberg anzubieten. Es geschah im Februar 1673. Spinoza lehnte den Ruf

dankbar ab, auch im Hinblick auf die Mahnung, welche Fabricius in Ansehung der Landesreligion und der ihr gebührenden Schonung aus eigener Vorsicht, wie es scheint, in sein Schreiben hatte einfließen lassen.

Ich kann mir an dieser Stelle nicht die Bemerkung versagen, daß die drei größten Philosophen des siebzehnten Jahrhunderts Descartes, Spinoza und Leibniz in der Familie Friedrichs V. ihre Freunde gefunden haben: Karl Ludwig wollte Spinoza nach Heidelberg rufen, seine älteste Schwester die Pfalzgräfin Elisabeth war die eifrigste Schülerin Descartes', seine jüngste Schwester Sophie, die Kurfürstin von Hannover, und ihre Tochter Sophie Charlotte, die Kurfürstin von Brandenburg und erste Königin von Preußen, schenkten unserem Leibniz ihre Freundschaft.

In der Schule des dreißigjährigen Krieges hatte man Zeit genug gehabt zu erfahren, daß Glaubenshaß und kirchliche Zwietracht einer Drachensaat gleichen. Mehr als je waren nach dem westfälischen Frieden die Gemüther geneigt, diese Saat zu entwurzeln durch eine Reunion der beiden entzweiten Kirchen und durch eine Union der beiden entzweiten Bekenntnisse. Unter den Fürsten repräsentirt Karl Ludwig, unter den Philosophen Leibniz diese Doppelbestrebungen. Eines der letzten Werke unseres Kurfürsten war jene Kirche in der Friedrichsburg zu Mannheim, welche die drei christlichen Gottesdienste in sich vereinigen sollte und der «Sancta Concordia» geweiht war.

Um seinem Lande den Frieden nach außen zu sichern, hatte Karl Ludwig eine Politik ergriffen, die ebenso verhängnißvoll und verderblich, aber nicht so groß gedacht war, wie die seiner Vorfahren: er suchte bis zu einem Grade, der schon den Charakter der Abhängigkeit annahm, die Annäherung an Frankreich, die Freundschaft und Verwandtschaft mit Ludwig XIV. und gab seine einzige Tochter (ebenbürtiger Ehe) Elisabeth Charlotte dem Bruder des Königs zur Gemahlin (1671). Die neunzehnjährige Prinzessin, die letzte des Hauses Simmern, grunddeutsch und pfälzisch gesinnt, opferte sich und ihren Glauben den Absichten des Vaters und, wie beide meinten, dem Nutzen des Landes. Mit dem ausgesprochenen Gefühl, „das politische Opferlamm" zu sein, wurde Elisabeth Charlotte die Herzogin von Orléans, die Schwägerin Ludwigs XIV. Und dieses Bündniß, welches sie schloß, um ihr Vaterland zu retten, stürzte die Pfalz ins Verderben.

Karl Ludwig erlebte den ersten Krieg Ludwigs XIV. wider den Kaiser und das Reich (1673—78). Daß er neutral bleiben wollte, erregte den Zorn des Königs, der jetzt den Kurfürsten wie einen pflichtvergessenen Vasallen behandeln und durch den Einfall seiner Truppen in die Pfalz strafen ließ. Als er auf die Seite des Kaisers trat (1674), erhielt Turenne den Befehl, die Pfalz zu verwüsten, und mit den qualvollsten Empfindungen mußte Karl Ludwig sehen, daß die gesegneten Früchte seiner arbeitsvollen, fünfundzwanzigjährigen Re-

gierung zerstört wurden. Düstere Vorahnungen bewegten sein Gemüth. Wie er das dritte Jubiläum der Universität schon 1676 feiern wollte, sagte ihm Fabricius, daß er noch ein Decennium warten müsse, aber dieses Fest gewiß erleben und durch seine Gegenwart verherrlichen werde. Da gab er die ahnungsschwere Antwort: „Dann wird Kurpfalz das Jubiläum im Chor der Heiliggeistkirche mit stiller Musik halten, wenn anders die hypergryphischen Völker seine Gebeine ruhen lassen.“

XIV.

Als den 3. December 1686 das Jubiläum der dreihundertjährigen Universität hier in der Heiliggeistkirche durch das Te Deum und eine Festpredigt gefeiert wurde, hatten sich die Dinge für die Pfalz, ihre Kirche und Universität schon zum Schlimmen gewendet. Den 16. März 1685 war der letzte Kurfürst vom Hause Simmern gestorben, im October desselben Jahres wurde das Edict von Nantes aufgehoben und die Ausübung des reformirten Glaubens in Frankreich verboten. Ein dem reformirten Glauben abtrünniges und von Jesuiten erzogenes Fürstengeschlecht, die Pfalzgrafen von Neuburg, Herzöge von Jülich und Berg, hatten die kurpfälzischen Staaten geerbt und sollten sie über ein halbes Jahrhundert (1685—1742) in drei Gliedern beherrschen: Philipp Wilhelm, der schon siebzig war, als er Kurfürst der Pfalz wurde, und seine beiden Söhne Johann Wilhelm (1690—1716) und Karl Philipp (1716—1744).

Ludwig XIV. erklärte die Erbfolge der Neuburger, so rechtmäßig sie war, für eine Usurpation und nahm wider alles Recht und Herkommen die kurpfälzischen Lande als Besitz des Hauses Simmern für die Herzogin von Orléans, d. h. für sich in Anspruch. So entstand der zweite Reichskrieg, der sogenannte Orléans'sche, in welchem der Befehl des Königs und seines Ministers Louvois, «de brûler le palatinat» buchstäblich ausgeführt, die Pfalz vollständig verwüstet, Heidelberg vollständig zerstört wurde. In den Maitagen des Jahres 1689 sanken Worms und Speier in Asche, der Dom wurde verbrannt, die alten Kaisergrüfte geplündert. In den Maitagen des Jahres 1693 erfuhr Heidelberg dasselbe Schicksal, die Zerstörung, die in den ersten Monaten des Jahres 1689 nur zum Theil ausgeführt war, wurde nun vollendet, die Stadt verbrannt, die Leichen der Kurfürsten aus den Grüften im Chor der Heiliggeistkirche herausgerissen und weggeworfen. Was damals an den Fürstengräbern in Heidelberg gefrevelt wurde, geschah ein Jahrhundert nachher an den Königsgrüften in St. Denis! Welche Vergleichungen und Gegensätze, die uns die Jahre 1689 und 1789, die Jahre 1693 und 1793 darbieten! Nun war es gut, daß man die Palatina vor siebzig Jahren nach Rom gebracht und vor dreißig, als Karl Ludwig sie zurückforderte, nicht wiedergegeben hatte. Der Raub wurde zur Rettung. Sie wäre unfehlbar im Mai 1693, wie die Universitätsgebäude und die neue mühselig wieder angesammelte

Bibliothek, ein Raub der Flammen und der Vertilgung geworden.

Zum dritten male im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts stand nach dieser Zerstörung die Universität wieder vor dem Untergange. Von den flüchtigen Professoren blieb eine kleine Zahl zusammen, wählte einen Rector und führte den Namen der Universität fort, erst in Frankfurt (1694—1697), dann in Weinheim (1698 bis 1699), als der Kurfürst Johann Wilhelm nach dem Frieden sich dort für kurze Zeit mit seinem Hofstaat niedergelassen hatte. Im Jahre 1700 kehrte man nach Heidelberg zurück, wo die Universität mit vier Lehrern ihre Wirksamkeit wieder begann. Schon im folgenden Jahre wurde durch den Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges ihre Ruhe von neuem gestört und zum dritten male die Flucht des Universitätsarchives nöthig. Indessen wurde der Fortgang der Schule nicht auf die Dauer unterbrochen, und nach zehn Jahren hatte sie wieder zehn Professoren.

Die neuen Kurfürsten waren für die Pfalz und Heidelberg nicht väterlich gesinnt, wie die alten: der erste ging, als der Krieg kam, der zweite blieb in seiner Residenz zu Düsseldorf, der dritte hat während seiner 26jährigen Regierung kaum achtzehn Monate in Heidelberg gelebt. Während eines Menschenalters (1689—1718) stand die Residenz Heidelberg verödet. Als sie endlich nach der Ankunft Karl Philipps (November 1718) wiederbelebt war, begann schon im nächsten Jahre der bekannte Kirchen-

streit. Unsere Heiliggeistkirche gehörte zu den getheilten, der Chor war den Katholiken, das Schiff den Protestanten eingeräumt, eine seit 1705 errichtete Scheidewand trennte beide. Der Kurfürst forderte die ganze Kirche für den katholischen Cultus, und da dieses Ziel auf gütlichem Wege nicht zu erreichen war, brauchte er Gewalt und ließ die Mauer niederreißen. Der Kirchenrath führte Klage, unterstützt von den protestantischen Reichsständen und Schutzmächten, der Kurfürst erhielt Unrecht und wurde zur Rückgabe der Kirche genöthigt. Da verwünschte er die Stadt und verlegte seine Residenz im April 1720 nach Mannheim. Seit diesem Zeitpunkt hat Heidelberg, die sechshundertjährige Residenz so vieler Pfalzgrafen und Kurfürsten, für immer aufgehört, der Wohnort seiner Fürsten zu sein. Noch in demselben Monat wurde die Scheidewand in dieser Kirche wieder aufgerichtet, und sie hat 165 Jahre bestanden, bis sie zur Feier dieses Jubiläums, das alle Parteien in friedlicher und freudiger Stimmung vereinigt, gefallen ist.

Ein friedlicher Zweck lag nicht im Sinne des Kurfürsten, der sie wegräumte; er wollte, soviel an ihm war, wie sein Vorgänger und sein Nachfolger, die Restauration der altkirchlichen, vorreformatorischen Zustände, die Katholisirung der Pfalz und ihrer Universität. Die Entwicklung der Universität während des vorigen Jahrhunderts trägt, im Ganzen betrachtet, den Charakter des Rückganges im Sinn der Gegenreformation, deren grundsätzliche und geschulte Führer die Väter der Gesell-

schaft Jesu sind. Die Neuburger wie auch ihr Nachfolger Karl Theodor aus dem Hause Sulzbach waren ihre Zöglinge. Was während des dreißigjährigen Krieges die bairische Herrschaft, gestützt auf die Gewalt der Eroberung und der Waffen, mit Hülfe der Jesuiten erzwungen hatte, eben dasselbe Ziel der Katholisirung der pfälzischen Kirche und Universität verfolgten jetzt durch das achtzehnte Jahrhundert hindurch die legitimen Fürsten des Landes, so weit ihre Macht reichte und ihre eigenen Versprechungen, die Religionsverträge und deren Schutzmächte ihnen nicht zu hinderlich im Wege standen. Es gewährt einen höchst merkwürdigen, einzigen, aber niederschlagenden Anblick, den Gang und die Schicksale unserer Universität während des vorigen Jahrhunderts zu betrachten. Man sieht eine Universität, die einst die altkirchlichen und scholastischen Lehrzustände vollkommen ausgeprägt und lange bewahrt, dann sich allmählich auf die Höhe der Renaissance und der Reformation erhoben, als reformirte Hochschule in Europa geleuchtet und nach dreißigjähriger Unterdrückung und Erstarrung ihre Wiedergeburt erlebt hatte, jetzt in die vorreformatorischen Zustände zurücktreiben und mitten in dem Jahrhundert der Aufklärung und eines neuen Aufschwunges der Wissenschaft und der vaterländischen Literatur sich immer mehr verdunkeln und isoliren. Aber eine deutsche Universität ist keine Insel, sondern in der Reihe der deutschen Universitäten ein Glied, das in der Wechselwirkung des beständigen Wetteifers leben und wachsen oder verkümmern muß.

Zu einem solchen Wetteifer waren aber die hiesigen Lehrzustände unter den Neuburgern keineswegs geeignet. An die Stelle der Lehrvorträge traten Dictirstunden, statt eines geordneten Lehrganges wurden die Fächer planlos durcheinander gelesen und oft mehrere Semester hindurch derselbe Gegenstand dictirt, die Jesuiten vertraten eine Reihe von Lehrfächern, die der philosophischen Facultät fast ausnahmslos, sie kamen und gingen, wie es die Angelegenheiten des Ordens und der Mission mit sich brachten. Während der 26-jährigen Regierung Karl Philipps sah die Universität gegen dreißig solcher Wanderlehrer kommen und gehen. Den 30. August 1715 erlebte sie eine öffentliche Disputation, die überall Aufsehen und Unwillen erregte: Paul Usleben, Professor des kanonischen Rechts, hatte Thesen verkündigt und vertheidigt, nach welchen die Ketzer moralisch, politisch und physisch zu vertilgen seien und die Fürsten, die ihrer schonten, zu entthronen. Und während die Neuburger ihre Universität in solche Zustände gerathen ließen und diese begünstigten und nährten, stand Heidelberg einer Reihe deutscher Universitäten gegenüber, die von der Reformation durchdrungen waren; ich nenne nach der chronologischen Reihenfolge ihrer Entstehung: Leipzig, Rostock, Greifswalde, Tübingen, Wittenberg, Frankfurt, Marburg, Königsberg, Jena, Helmstädt, Altorf, Gießen, Kiel, Halle und Göttingen, wozu im Jahre 1743 noch Erlangen kam. Kein Wunder, wenn in diesem Concerte Heidelberg die Stimme verlor.

Es ist wahr, daß unter Karl Theodor (1742—1799) einige der Hauptschäden abgestellt, die Lehrämter geordnet und erweitert, die Ausrüstung der Lehrmittel vermehrt und Anstalten auch fortwirkender Art gegründet wurden; daß der Kurfürst selbst wohlwollender und weniger stiefväterlich für die Universität gesinnt war, als seine beiden Vorgänger. Aber im wesentlichen beharrte der Zustand der Isolirung, und es waren namentlich drei Grundübel, welche die gedeihliche Entwicklung hemmten: die fortdauernde Herrschaft der kirchlichen Partei- und Bekehrungszwecke in den Lehrzuständen der Universität, der Einfluß der Anwartschaften und Verwandtschaften in der Besetzung der Lehrämter, so daß Erbprofessoren zum Vorschein kamen, welche die Lehrstühle und die Hefte vom Großvater auf Sohn und Enkel fortpflanzten, endlich der Mangel alles Zusammenhanges in der Behandlung der wissenschaftlichen Culturinteressen. Die meisten Lehrfächer, die der katholisch-theologischen Facultät und der philosophischen ohne Ausnahme, geriethen in die Hand der Mönche, der Jesuiten, Franziskaner, Karmeliter und Dominikaner. Nach der Aufhebung des Ordens der Gesellschaft Jesu wurden die Lazaristen aus Frankreich gerufen. Bei diesem Anblick möchte man sich fragen: sind wir am Ende des vierzehnten oder des achtzehnten Jahrhunderts? Wir sind im achtzehnten, denn man will zugleich mittelalterlich und aufgeklärt sein. Der Rückschritt wird gewollt und betrieben, mit dem Fortschritte wird getän-

delt. Der Kurfürst empfängt mit den schmeichelhaftesten Ehren Voltaire, dessen Werke durch die pfälzische Censur verboten werden. Während die Lehrstühle der Universität von Mönchen bevölkert sind, bietet man das Curatorium dieser Universität im Jahre 1777 einem Manne wie Lessing! Wenn ich mir die Zeit und Sinnesart Otto Heinrichs recht anschaulich vorstellen will, so vergegenwärtige ich mir den Otto-Heinrichsbau; wenn ich dasselbe thun will mit der Zeit und Sinnesart Karl Theodors, so vergegenwärtige ich mir den Park von Schwetzingen, welcher griechische Tempelchen, römische Ruinen, eine arabische Moschee und französische Garten- und Wasserkünste aller Art in sich vereinigt.

Der Kurfürst gründet die pfälzische Akademie der Wissenschaften (1763), die aber keinen pfälzischen Protestanten aufnehmen soll und deren rühmenswerthe historische Forschungen auf die mittelalterliche Landesgeschichte beschränkt bleiben, dann die deutsche Gesellschaft zur Förderung der deutschen Sprache und Bildung (1775), deren Mitglied Schiller wurde, von Dalberg als Theaterdichter an die neugegründete Nationalbühne nach Mannheim gerufen; der größte dramatische Dichter Deutschlands kam voller Hoffnungen und Schöpfungsluft und ging nach kurzer Zeit, weil ihn die Zustände vertrieben. Eine der gesundesten Gründungen war die „physikalisch ökonomische Gesellschaft" in Kaiserslautern (1770), aus der die Kameralschule hervorging, die unter dem Namen „Staatswirthschafts hohe

Schule" im Jahre 1784 nach Heidelberg verlegt und als staatswirthschaftliche Facultät mit der Universität vereinigt wurde. Allen kirchlichen Parteizwecken fremd, auf völlig ungekünstelte Art entstanden und der materiellen Wohlfahrt des Landes gewidmet, verdient diese Lehranstalt unter den Schöpfungen Karl Theodors ein ganz besonderes Interesse. Zum ersten mal erscheint die Wirthschaftslehre unter den Universitätswissenschaften und zwar als eigenthümlicher Zweig, als eine Facultät für sich. Im Hinblick auf den Werth, den die ökonomischen Wissenschaften in der Gegenwart erreicht haben, darf die „Staatswirthschafts hohe Schule" in Heidelberg vom Jahre 1784 als die Verkörperung eines neuen und zukunftsvollen Gedankens gelten. Von diesem Gefühle ergriffen, hielt einer ihrer damaligen Lehrer bei der vierten Säcularfeier der Universität eine sehr schwungvolle Rede und pries den Fürsten, der die Oekonomie unter die Musen versetzt habe: es war Joh. Heinrich Jung, der sich in seiner Lebensbeschreibung Stilling genannt hatte, einer der Jugendfreunde Goethes aus der straßburger Zeit.

Das vierte und viertägige Säcularfest der Universität, das in den Tagen des 6.—9. November 1786 gefeiert wurde, sah schon veränderte Zeiten. Karl Theodor residirte nicht mehr in Mannheim, sondern seit den ersten Tagen des Jahres 1778 in München, jetzt Kurfürst in der Pfalz und in Baiern. Nach 448 Jahren der Trennung waren die beiden feindlichen Bruderstaaten wieder in einer Hand vereinigt. Viele Festreden wurden

zur Feier des vierhundertjährigen Jubiläums gehalten, alle waren voll der freudigsten Hoffnungen für die Zukunft, die nicht erfüllt wurden. Das Todesjahr Friedrichs des Großen hätte auch ernstere Stimmungen hervorrufen sollen, Gefühle der Trauer, die man aber entweder nicht hegte oder nicht aussprechen durfte, da die Politik Friedrichs den beabsichtigten Ländertausch Karl Theodors zu Schanden gemacht hatte. Niemand ahnte, daß die Welt einer großen Umwälzung entgegenging, die nach drei Jahren schon in vollem Zuge war, den Zusammenbruch der alten Zeit herbeiführte und eine Reihe neuer Weltkriege zur Folge hatte, die fast ein Vierteljahrhundert lang Europa erschüttern sollten. Durch die Friedensschlüsse von Basel (5. April 1795), Campo Formio (17. April 1797) und Lüneville (9. Februar 1801), zuletzt durch den Reichsbeschluß zu Regensburg (Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803) wurde das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten und im Innern des Reiches der Länderbesitz dergestalt verändert, daß der rheinpfälzische Staat nach einer sechshundertjährigen Dauer unterging. Endlich hatte Mars dieses sein altes und beständiges Opfer, welches er so oft hatte bluten lassen, vernichtet. Der Gründung des Rheinbundes im Juli 1806 folgte der Untergang des tausendjährigen Reiches, welches das heilige römische Reich deutscher Nation hieß.

Karl Theodor starb den 16. Februar 1799, als der zweite Coalitionskrieg begann. Noch in seinem Todesjahr

wurde Heidelberg von den Franzosen erobert und blieb einige Wochen in ihrer Gewalt (17. October bis 5. December 1799). Maximilian Joseph aus dem Hause Birkenfeld, seit 1795 Herzog von Zweibrücken, war der letzte pfalz-bairische Kurfürst, der letzte Wittelsbacher, dem unsere Universität gehuldigt hat und zwei große Wohlthaten verdankt: die rechtliche Gleichstellung der Bekenntnisse und ein großes und großmüthiges Geschenk, das als Rettung in der höchsten Noth erschien und die Universität vor dem ökonomischen Untergang bewahrte. Die Religionsdeclaration vom Mai 1799 hat die Universität von der hundertjährigen Herrschaft der Mönche, das Capital, das ihr den 28. Mai 1802 geschenkt wurde, hat sie von einer erdrückenden Schuldenlast und einem „täglich wachsenden Elende" befreit, denn man hatte schon seit Monaten nicht mehr genug, um ein Zimmer zu heizen. Das Geschenk war um so großmüthiger, weil der Kurfürst bereits wußte, daß er Heidelberg abtreten müsse.*)

XV.

Karl Friedrich, seit dem 22. November 1742, dem Tage seiner Mündigkeit, Markgraf von Baden-Durlach,

*) Es ist wahrscheinlich, daß die Universität unter den Räthen des Kurfürsten den wärmsten und erfolgreichsten Fürsprecher in Georg Fr. Zentner gefunden hat, der als Professor des deutschen Staats- und Privatrechts einer ihrer ausgezeichneten Lehrer und in den Tagen der vierten Säcularfeier als Prorector wie juristischer Decan der vorzüglichste ihrer Festredner gewesen war.

seit dem 21. October 1771, dem Tage der Vereinigung der beiden altbadischen Gebietstheile, Markgraf von Baden, hatte für die Abtretung seiner linksrheinischen Besitzungen Entschädigungen zu fordern und erhielt unter diesen im Februar 1803 Theile des altpfälzischen Kurstaates, zu denen das Amt und die Stadt Heidelberg gehörte. Aus Baden wurde ein Kurfürstenthum und nach neuen Gebietsvermehrungen und der Auflösung des Deutschen Reiches im August 1806 ein Großherzogthum, das in diesen Tagen sein neuntes Decennium vollendet. Als nach dem Frieden von Preßburg (den 26. December 1805) der größte Theil des Breisgaues, des Stammlandes seiner Ahnherren, in den Besitz Karl Friedrichs gekommen war, nannte sich der Kurfürst von Baden wieder nach seinem uralten Geschlecht „Herzog zu Zähringen".

Der neubadische Staat, der aus der Vereinigung der Markgrafschaft mit den Erwerbungen vom 25. Februar 1803 hervorging, bedurfte, um ein Ganzes zu bilden, einer neuen „Organisation", die sogleich ins Werk gesetzt wurde und in dreizehn „Edicten" enthalten war. Das dreizehnte vom 13. Mai 1803 betraf „die gemeinen und wissenschaftlichen Lehranstalten". Hier wurde die Universität Heidelberg zur hohen Schule des Landes erklärt, als solche bestätigt, dotirt und eingerichtet, d. h. von neuem begründet. Es war eine zweite Stiftung, entstanden in einer völlig neuen Zeit und belebt von einem neuen Geist. Diese neue Universität, die erste, die

im neunzehnten Jahrhundert entstand, konnte nur nach ihrem erhabenen Stifter heißen: sie nannte sich Carola. Aber die uralte Ruperta sollte darum nicht zur Mumie gemacht und zu Grabe getragen werden, dies hätte der Sinnesart Karl Friedrichs, die in der Pietät wurzelte, wenig entsprochen; die Universität mußte den Namen jenes hohen Mannes bewahren und in Ehren halten, der sie einst vor mehr als vier Jahrhunderten in wilder Zeit begründet und seine geliebte Tochter genannt hatte: es war ihr Vater. Doppelter Dank ist ein zweifacher Schatz, den die Universität in sich trägt und mit ihrem Doppelnamen „Ruperto-Carola" bezeichnet.

Wir haben den Entwicklungsgang der Universität von ihrer Eröffnung den 18. October 1386 bis zu ihrer neuen Begründung den 13. Mai 1803 durchwandert, von Gipfel zu Gipfel schreitend; keines der großen Weltschicksale, von dem diese Universität nicht ergriffen wurde: sie begann unter den Kämpfen des römischen und französischen Papstthums, sie nahm Theil an den beiden wichtigsten Concilen des fünfzehnten Jahrhunderts, sie erlebte in ihrer Mitte den leuchtenden Aufgang der Alterthumsstudien, sie wurde von den reformatorischen Bewegungen des sechzehnten Jahrhunderts erst berührt, dann tiefer erfaßt, zuletzt völlig durchdrungen, auch von ihren Gegensätzen; sie wird die Beute des dreißigjährigen Krieges und erlebt eine Wiederherstellung im Sinne der Toleranz und Friedenspolitik, die aus jenem Kriege hervorging; unter den Schlachtopfern Ludwigs XIV. ist sie das leidens-

vollste und dem Triumphator selbst das denkwürdigste, unter den reformirten Universitäten ist sie die einzige, die der Gegenreformation unter der Herrschaft der Jesuiten auf die Dauer eines Jahrhunderts verfällt, unter den deutschen Universitäten ist sie die erste, welche die französischen Revolutions- und Eroberungskriege zu Grunde richten.

Das Jahr 1803 bildet in der Entwicklungsgeschichte unserer fünfhundertjährigen Universität eine Grenzscheide und theilt ihren Lebensgang in zwei sehr ungleiche Abschnitte: bis hierher reicht die alte Universität, die in dem ganzen Umfange und der Mannigfaltigkeit ihrer Epochen der Vergangenheit angehört, welche ausgelebt ist; von hier an beginnt die neue, moderne Universität, die das Leben dieses Jahrhunderts und der Gegenwart in sich trägt. Jene begann ihren Lauf als kirchliche Weltanstalt und hat ihn als eine pfälzische Landesschule beschlossen; diese wird als badische hohe Landesanstalt begründet, aber so zeitgemäß eingerichtet, so weise und wohlwollend geleitet, daß sie die Bedeutung einer deutschen Hochschule, welche die alte Universität verloren hatte, gleich in ihren ersten Zeiten wiedererobert und glänzend erfüllt. Denn Karl Friedrich und seine Rathgeber, unter denen der Freiherr von Reizenstein auf die Entwicklung der neuen Lehrzustände den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt hat, wußten sehr gut, was in den Zeiten Karl Theodors vergessen oder zu wenig beachtet war: daß in der Verwaltung einer Universität die

Hauptsache nicht ist, was auf dem Papier steht, sondern was auf dem Katheder steht.

Doch war es gut, daß den richtigen Grundsatz auch das Organisationsedict selbst aussprach. Das Generalstudium, wie noch die alte Bezeichnung lautete, wurde in fünf Sectionen getheilt, wie die Facultäten nach modern französischer Art hießen: „die kirchliche, staatsrechtliche, ärztliche, staatswirthschaftliche und allgemeine". In den Lehrämtern der ersten sollten alle „drei christliche Religionsparteien" vertreten sein. (Die katholisch-theologische Facultät von Heidelberg kam im Jahre 1807 nach Freiburg, als diese Universität auch badisch geworden.) Was die anderen Facultäten betraf, so erklärte Karl Friedrich ausdrücklich: „in allen übrigen Sectionen aber wird für die Lehrstühle ohne Rücksicht auf die Religionseigenschaft der würdigste Competent in jedem Erledigungsfalle von uns ernannt werden". Diese Worte erinnern an jene erleuchteten Gesinnungen und Grundsätze, welche Otto Heinrich und Karl Ludwig gehegt und in ihren Reformurkunden der Universität zur Richtschnur gemacht hatten.

Nun war Heidelberg, die uralte pfälzische Haupt- und Residenzstadt, eine badische Bezirksstadt geworden und eine Universitätsstadt geblieben. Eine große Umwandlung hatte stattgefunden, die auch den Charakter des Orts anders empfinden ließ, als je vorher: alles, was Menschenschicksal ist, war vergangen, nur die Natur war treu geblieben. Auch das Schloß gewann einen anderen Ausdruck; es war schon längst eine verlassene,

von den eigenen Fürsten der Verödung preisgegebene Residenz, die aber doch immer wieder belebt werden konnte; jetzt war es eine vergangene, jetzt wurde dieses Schloß, was es ist und für alle Zeiten bleiben möge: ein Denkmal, ein grandioses Denkmal vergangener Herrlichkeit, ein höchst erinnerungsvolles, eindrucksvolles, rührendes. Jetzt erst fühlte man sich: „unter Trümmern der Vergangenheit, wo der Vorwelt Schauer uns umwehen!" Was Schiller von den Göttern Griechenlands gesagt hat, gilt von allen erhabenen Mächten, die das menschliche Leben erfüllt haben und versunken sind: „was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn". Dieser Moment war mit der neuen Zeit für das alte Heidelberg gekommen; nun wurde es ein Gegenstand phantasievoller Betrachtung, und die erweckende Dichtung rief ihm zu: „steig auf in der alten Pracht!" Es wurde der poetische uud romantische Ort, wie L. Tieck, der in den Jahren 1803 und 1806 sich hier aufhielt, denselben empfunden und in seinem Phantasus gepriesen hat: „Die große wundervolle Heidelberger Ruine stand mit den verfallenen Thürmen, den großen Höfen und der herrlichen Natur umher so schön in Harmonie, daß sie wie ein vollendetes Gedicht aus dem Mittelalter wirkte, ich war so entzückt über diesen einzigen Fleck unserer deutschen Erde, daß dieses Bild seit Jahren meiner Phantasie vorschwebte."

Diese neuen Gefühle, die der Ort und seine Gegend hervorrufen mußten, sind auch für den Charakter der

neuen Universität und ihre Entwicklung wichtig und wohlthätig gewesen. Vor Jahrhunderten hatte die alte Universität die Wiedergeburt des classischen Alterthums vor sich gesehen und in ihrer Mitte die Kämpfe der scholastischen und humanistischen Bildung erlebt; jetzt sah die neue Universität gleich in ihren ersten Jahren die Anfänge einer Wiedergeburt des deutschen Alterthums und der deutschen Volksdichtung vor sich, als Clemens Brentano, Ludw. v. Arnim, Jos. Görres längere Zeit hier lebten und wirkten, und L. Tieck besuchsweise kam. Einst war Heidelberg die Heimath des Humanismus gewesen, jetzt wurde es auch eine Heimath der Romantik, das Wort in dem Sinne genommen, in welchem es die liebevolle Betrachtung des Mittelalters und der deutschen Vergangenheit bedeutet, woraus die deutsche Sprach- und Alterthumsforschung, die Begründung der germanistischen Wissenschaften in der ganzen Fülle ihrer Aufgaben hervorging, denn die Frucht der wahren Liebe zu einem Object ist die Erkenntniß desselben.

Das zwanglose Stillleben, das jetzt der Universität beschieden und vergönnt war, — Dank dem Fürstengeschlechte der Zähringer, die von jeher die Stätten menschlicher Gesittung lieber begründet und beschützt, als zerstört haben, — konnte sich der Ausübung der Wissenschaften in voller Freiheit widmen. Natürlich durften die Gegensätze und Streitfragen nicht fehlen, die der Zustand der Wissenschaften selbst mit sich brachte und die in mannigfaltigen Formen aus dem Widerstreit der

neuromantischen und althumanistischen, der neuphilosophischen und altrationalistischen Geistesrichtung hervorgingen. Die Zeiten fingen wieder an sich zu scheiden. Von dem Jahrhundert der Aufklärung, welches das vorige unter der Herrschaft Voltaires war, mußte das neunzehnte sich trennen, welches von Kant herkam und das Zeitalter der Kritik, d. h. der entwicklungsgeschichtlichen Weltansicht werden sollte. Unsere verjüngte Universität hat in ihren ersten Stadien diese großen Gegensätze noch in ihren Anfängen erlebt und in sehr charakteristischen Vertretern vor Augen gehabt, keine Facultät ist davon unberührt geblieben: der tiefsinnige Gnostiker K. Daub und der Rationalist H. Eberh. Gottl. Paulus, die neue religionsphilosophische Auffassung und Behandlung der Mythologie durch Fr. Creuzer und deren leidenschaftliche Bekämpfung durch den althumanistisch und rationalistisch gesinnten Johann H. Voß, die naturphilosophische Schule und die empirische Naturforschung, die den Sieg davontrug, der Gegensatz der philosophischen und historischen Rechtsschule, als deren Vertreter Thibaut und Savigny angesehen wurden, nachdem zwischen beiden über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland ein Streit entstanden war, der durch die Art seiner Führung nicht zur Erbitterung, sondern nur zur Belehrung gereichte. Ich kann unmöglich den Namen Thibaut nennen, ohne hinzuzufügen, daß der 34-jährigen Lehrthätigkeit dieses Mannes von gleich hoher wissenschaft-

licher Bedeutung und persönlicher Würde das neue Heidelberg den Ruhm seiner juristischen Facultät, insbesondere den des Pandektenlehrstuhls verdankt, ein Ruhm, den sein Nachfolger Karl Adolf von Vangerow, ein vollendeter und seinem Berufe ganz hingegebener Lehrer, durch eine dreißigjährige Wirksamkeit zu erhalten gewußt hat.

Daub und Creuzer haben 40 Jahre lang in ruhmvoller Thätigkeit der Universität gedient. Daub wünschte sich, bis zum letzten Athemzuge zu lehren, und so geschah es; auf dem Katheder, mitten in der Rede, wurde er vom Schlage gerührt, als er noch eben gesagt hatte: „das Leben ist der Güter höchstes nicht". Creuzer folgte Ostern 1809 einem Rufe nach Leiden und kehrte schon im October wieder nach Heidelberg zurück, weil seine Phantasie diesen Ort nicht entbehren konnte. Karl Jos. Anton Mittermaier hat sein vielumfassendes Lehramt 46 Jahre lang erfolgreich verwaltet. Maximilian Jos. v. Chelius war fast zwei Menschenalter hindurch Mitglied der Universität und 47 Jahre ihr Lehrer, er hat als solcher durch den Ruhm seiner Lehrwirksamkeit, seiner Werke und seiner ärztlichen Kunst ihrem Ansehen glänzende Dienste geleistet. Durch eine 48jährige verdienstvolle hochwichtige Lehrthätigkeit ist der Name Karl Heinr. Rau dem Andenken der Universität unvergeßlich eingeprägt. Ich nenne diese Männer, an denen Heidelberg seine festhaltende Anziehungskraft so exemplarisch bewährt und erprobt hat.

Die Liebe zur Betrachtung und Erleuchtung der Vergangenheit war dem Charakter der verjüngten Universität gleichsam eingeboren: der Trieb zu einer neuen, kritischen, universellen und vaterländischen Geschichtsforschung, der sich hier in einer Reihe vorzüglicher Forscher, Schriftsteller und Lehrer entfaltet hat; sie sind von der Geschichte der Universität unzertrennlich, denn sie haben durch ihre Werke und ihre persönlichen Wirkungen dieser Universität den Ruhm verschafft, eine Schule der Geschichtswissenschaft und der historischen Bildung zu sein. Erscheinungen dieser Art kannte die alte Universität nicht. Ich nenne ihre Namen, da nur ihre Wirkungen, nicht mehr ihre Personen der Gegenwart angehören: Friedr. Christoph Schlosser, Georg Gottfr. Gervinus und Ludwig Häusser, welcher letztere mit der Kraft des Forschers und Schriftstellers auch die eines eifrigen und unvergleichlichen Lehrers vereinigt hat.

Es gab noch eine zweite Erscheinung wissenschaftlich mächtiger und fortwirkender Lehrkräfte, die der alten Universität gefehlt, dagegen an der neuen sich entfaltet und insbesondere der philosophischen Facultät seit dem Anfange der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts eine eminente Bedeutung verliehen haben: die großen Naturforscher, die hier mit vereinigten Kräften wirkten, Schule gründeten, durch eine Reihe unvergänglicher Entdeckungen und Erfindungen das Zeitalter erleuchteten und belehrten. Die Namen dieses Dreigestirns

sind weltkundig, die Personen noch in voller Kraft. Gleich aus dem ersten Jahrzehnt dieser neuen naturwissenschaftlichen Aera ist eine der bewunderungswürdigsten Entdeckungen hervorgegangen, die Frucht der gemeinsamen Arbeit zweier befreundeter Forscher.

Jede Facultät darf sich hervorragender Männer rühmen, die in dem ehrenvollsten Andenken der Universität und der Wissenschaft fortleben. Die Erfolge haben das Werk Karl Friedrichs gekrönt, denn die von ihm neu begründete Universität hat im Laufe ihrer dreiundachtzig Jahre eine bei weitem größere Anzahl akademischer Bürger immatriculirt, als die alte während ihrer ersten drei Jahrhunderte.

Wie Otto Heinrich einst die Gründung einer Universitätsbibliothek, wie die Palatina, ein fürstliches Werk genannt hatte, so wollte Karl Friedrich das Oberhaupt der Universität als eine fürstliche Würde angesehen wissen, die nur dem Oberhaupt des Staates gebühre. Darum erklärte der Kurfürst in seinem Edict: „Rector der Universität, die wir auf diese Art von neuem begründen, wollen wir selbst sein und unseren Nachfolgern in der Kur diese Würde hinterlassen.“

Unter Karl Friedrichs erhabenem Enkel, dem vierten seiner Nachfolger, unserem durchlauchtigsten Großherzoge Friedrich feiert nun die Universität dieses hohe, ehrwürdige Fest, mit dem sie ein halbes Jahrtausend vollendet: es ist unter ihren fünf Säcularfeiern die erste, der das Kaiserliche Oberhaupt des Deutschen

Reiches Seine Theilnahme schenkt und durch Seinen erhabensten Vertreter bezeugt, die erste, welche der regierende Landesherr und die durchlauchtigste Landesmutter, umgeben von den Prinzen und Prinzessinnen ihres hochfürstlichen Hauses, durch ihre Gegenwart ehren.

Vor dreiundvierzig Jahren wurde Seine Königliche Hoheit der Großherzog an der Seite des erlauchten Bruders ein Schüler dieser Universität; seit vierunddreißig Regierungsjahren, welche Land und Volk aus dem Grunde des Herzens segnen, ist Höchstderselbe ihr Herr und fürstlicher Rector, dessen Schutze und Fürsorge die Universität eine der schönsten und friedlichsten Epochen ihrer schicksalsvollen Geschichte verdankt.

In demselben Zeitpunkte beschließt ihr erhabener Rector das sechste Jahrzehnt und beginnt die Universität ihr sechstes Jahrhundert. Möge Gott über beide segensreich walten! In dem Königssaal des Schlosses lesen wir eine Inschrift, die einst dem Kurfürsten Friedrich gewidmet war. Dieses einfache Wort enthält alles, was wir unserem geliebten Großherzog Friedrich, dem Großherzoglichen Hause, dem Lande und der Universität wünschen:

Sein Regiment soll lang bestehn!

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.

Oberm